Schulte, H.A.J.

Levin Schücking und Wilhelm Junkmann

Levin Schücking und Wilhelm Junkmann als Lyriker.

Heinrich A. J. Schulte.

Levin Schücking und Wilhelm Junkmann als Lyriker.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Hohen Philosophischen und
Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfäl. Wilhelms-Universität
zu Münster i. Westf.

vorgelegt von

Heinrich A. J. Schulte
aus Plettenberg (Westf.).

Münster i. Westf. 1916.
Westfälische Vereinsdruckerei vorm. Coppenrathsche Buchdruckerei.

Dekan: Professor Dr. Koepp.
Referent: Professor Dr. Schwering.

Meinen Eltern!



Inhalt.

Abkürzungen.

Archiv = Archiv der Familie Schücking zu Sassenberg bei Warendorf.

Br. A. = Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Hrsg. von Hermann Cardauns.

Dr. Schg. Br. = Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Hrsg. von Theo Schücking.

Hüffer = Hermann Hüffer, A. von Droste-Hülshoff und ihre Werke.

Kreiten = Wilhelm Kreiten, A. E. von Droste-Hülshoff.

L. E. = Lebenserinnerungen von Levin Schücking.

Einleitung.

Ziel und Anlage der Arbeit.

Über Levin Schücking und Wilhelm Junkmann als Lyriker haben wir noch keine wissenschaftliche Untersuchung. In den Literaturgeschichten wird Schücking ausschließlich als Romanschriftsteller gewürdigt. Nur Heinrich Kurz[1]) weiß auch etwas von seinen Gedichten. Einige Bausteine finden sich in den meist noch während seines langen Lebens erschienenen Aufsätzen und Besprechungen in Zeitschriften und Zeitungen, sowie auch in dem so bedeutsamen Briefwechsel mit seiner berühmten Freundin Annette von Droste-Hülshoff und in seinen eigenen Lebenserinnerungen. Für Junkmanns Lyrik kommen nur einige verstreute Bemerkungen in Zeitschriften und Zeitungen in Betracht.

Anfangs hatte ich die Absicht, die Behandlung der Lyrik beider mit der Zeichnung ihres Lebensganges zu verflechten. Doch dieser Plan mußte aus verschiedenen Gründen wieder aufgegeben werden, von denen der Umstand, daß beide nur einen Teil ihres langen Lebens im Dienste der lyrischen Muse gestanden haben, der ausschlaggebende wurde. Bei Schücking durfte ich darauf verzichten, der Besprechung seiner Lyrik einen Abriß seines Lebens vorauszuschicken, da ich auf die auf allem einschlägigen Material beruhende Darstellung von Pinthus,[2]) sowie für die Zeit bis 1840 auf die vortreffliche Arbeit von Hagemann[3]) verweisen kann, der uns „eine erschöpfende und umfassende Biographie Levin Schückings“ im Vorwort seiner Schrift (S. V), die zugleich den Grundstein dafür bilden soll, verspricht. Das

---

[1]) Geschichte der neuesten deutschen Literatur, IV. Bd., S. 23 b.

[2]) Pinthus, Kurt, Die Romane Levin Schückings, S. 5 ff. Dieser gibt auch S. 159 ff. die beste Zusammenstellung der überaus zahlreichen Werke (auch der ungedruckten!) Schückings.

[3]) Hagemann, Johannes, Levin Schückings literarische Frühzeit.

Leben Junkmanns wird hier zum ersten Male in kurzen Zügen wissenschaftlich darzustellen versucht.

Ein besonderer Abschnitt jedes Teiles behandelt die Dichtung eines jeden im eigenen Urteile, in dem seiner Zeitgenossen und der Gegenwart. Die eigene Meinung eines Dichters über sein Schaffen und die Aufnahme seiner Werke zu seinen Lebzeiten scheinen mir nämlich von großer Bedeutung für unsere heutige Beurteilung zu sein. Der dem Abschnitt über Schücking beigegebene Anhang wird im Verlaufe der Darstellung mehrfach verwertet. Der erste Teil, Levin Schücking als Lyriker, mußte notwendigerweise reichhaltiger werden, da für den zweiten die Quellen viel spärlicher fließen. Die Gedichte sind in neuer Rechtschreibung angeführt, da die Schreibweise der Erstdrucke keine besonders charakteristische Eigenheiten bietet.

Großen Dank schulde ich der Familie Schücking, Frau Landgerichtsrat Schücking und ihren Söhnen, Herrn Rechtsanwalt Dr. Lothar Schücking, Herrn Universitätsprofessor Dr. Walter Schücking und besonders auch dem jüngsten Enkel des Dichters, Herrn Universitätsprofessor Dr. Levin L. Schücking. Sie gestatteten mir in selten liebenswürdiger und vorurteilsloser Weise die eingehende Durchsicht ihres reichhaltigen Familienarchivs und förderten meine Schrift nicht unerheblich durch feine Winke und Ratschläge. — Auch Herrn Geistl. Rektor Anton Schulte, der mir bereitwilligst in einem längeren Gespräche den großen Schatz seiner kostbaren Erinnerungen an seinen Onkel Wilhelm Junkmann erschloß, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

Endlich verzeichne ich noch dankbar die bereitwillige Unterstützung der Kgl. Bibliothek in Berlin, der Hof- und Staatsbibliothek in München, der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, der Freiherrlich Karl von Rotschildschen Bibliothek zu Frankfurt a. M., der Stadtbibliothek von Hamburg und der Universitätsbibliotheken in Bonn, Göttingen, Halle, Heidelberg, Königsberg, Münster und Würzburg, sowie auch des vortrefflichen Auskunftsbureaus für deutsche Bibliotheken in Berlin, das mir manches sonst unauffindbare Werk nachwies.

Erster Teil.

Levin Schücking als Lyriker.

I. Darstellung seiner Lyrik.

In seinen leider nur bis zum Jahre 1847 reichenden „Lebenserinnerungen", diesem für sein gesamtes Leben und Schaffen so überaus wichtigen Werke, erzählt uns Schücking in der ihm eigenen humorvollen Weise, wie er „als noch sehr hilfloser kleiner Knirps" auf seine Art die Geschichte der sieben Könige Roms darstellte, und fährt dann fort: „Nach der Übung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für die Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unserer zahlreichen Mansardenkammern, die mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst den kurfürstlichen Piqueurs gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob die Welt in Stücke gehen wollte; der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm zur Erwärmung die Bettdecke über die Kniee und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht „Der Sturm" aus — ich glaube, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu geraten pflegt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Karl von Eichenhorst usw. Doch habe ich mit diesen unützen Bestrebungen gottlob nicht viel Zeit verloren." [1]) Und an seine große Freundin Annette von Droste schreibt der Dichter später, als er von seiner treusorgenden Mutter spricht: „Ich weiß noch lebhaft, wie ich ihr meine Verse, die sonst niemand zu sehen bekommen hätte, — für die ganze Welt nicht — zeigte,

[1]) L. E. I, S. 25/26.

und wie sie eines Abends, indem ihre zarte, kleine Figur sich auf meine Schulter stützte und mit mir die lange Allee nach dem Dorfe hinabwandelte, sagte, wenn ich nun nächstens wieder solch eine mittelmäßige Charade machte und mich anstrengte, sie noch besser zu machen, dann sollte sie in den Merkur[2]) geschickt werden. Ich hatte eine merkwürdige Freude darüber, denn daß meine Verse in dies so höchst gediegene und geistreiche Blatt kommen sollten, wo die ihrigen standen, mein Gott, welche Ehre, an die ich nicht im Traume gedacht." [3])

Später als Gymnasiast in Münster erwachte aufs neue in ihm der Drang nach dichterischem Schaffen. Im Nachlasse Schückings [4]) findet sich nämlich ein Buch in Aktenbogenformat mit der Aufschrift: „Braga [5]) von Levin Schücking. 1832.", das als bezeichnenden Geleitspruch die Platen entlehnten Verse trägt:

„Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele
Zu seinem Priester, ob er mich geweiht,
Mal ich die stillen Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit."

In dem ersten, „Sommer 1832" unterzeichneten Gedichte ringt der herbe Schmerz des Siebzehnjährigen um den Verlust eines geliebten Mädchens nach dichterischem Ausdruck:

„Und ein Gruß und holder Blick
War mir ein unnennbar Glück."

Es folgt eine zweisilbige Charade, die, wie auch zwei spätere vier- und dreisilbige, im „Unterhaltungsblatt" des „Westfälischen Merkur" erschien.[6]) Aus dem Oktober des Jahres 1832 stammt denn auch das erste gedruckte Gedicht Schückings, der wehmütige „Nachruf an Walter Scott",[7]) der am Donnerstag, den 25. Ok-

---

[2]) Gemeint ist die in Münster erscheinende Zeitung: „Westfälischer Merkur".

[3]) Dr. Schg. Br., S. 9/10. [4]) Archiv.

[5]) Braga (eigentlich „Bragi") ist der nordische Gott der Dichtkunst, der auch von Klopstock mehrfach genannt wird.

[6]) „Unterhaltungsblatt" (Zugabe zum „Westfälischen Merkur") 27. 9. 1832, Nr. 39; 24. 1. und 18. 4. 1833, Nr. 4 und 16.

[7]) Der schottische Dichter Sir Walter Scott wurde am 15. August 1771 zu Edinburgh geboren und starb am 21. September 1832 auf seinem Schlosse Abbotsford.

tober, in der oben genannten Zeitung abgedruckt wurde, und zwar wie auch die Charaden unter dem Decknamen Lionel:

„Den preise Lied, den, Albions Stolz genannt,
Hinweggerafft die Norne hat; den die Nacht
Jetzt grauenvoll umhüllt des Todes,
Doch nicht Vergessenheit wird umhüllen.

Den großen Maler, der die Natur belauscht
In ihres Wesens inn'rem Getriebe hat;
Des Menschen Seele tief durchforschend
Sie uns gemalt hat mit hoher Wahrheit.

Der auf den Schwingen glühender Phantasie
Uns zu der Väter edleren Zeiten geführt,
Und, wie mit Zauberkraft beseelt, aus
Uns hat gemacht ihre Zeitgenossen.

Beweint ihn nicht! ihn führet jetzt Ossian
Zu Bragas[8]) Throne, um dort den Eichenkranz
Vom Gotte zu empfah'n, die gold'ne
Leier im Arme zu ruh'n beim Mimer.[9])

Zu schöpfen dort die silberne Woge aus
Dem Borne göttlich hehrer Begeisterung;
Im Wettgesang das Vaterland zu
Feiern mit Shakespeare und Fingals Sohne." [10]).

Während seiner fröhlichen Studentenzeit in München, Heidelberg und besonders auch im Winter 1836 in Göttingen beschäftigte er sich neben seinem „Brotstudium" viel mit literatur- und kulturgeschichtlichen Studien und gab sich auch dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen dichterischen Schaffens wieder hin.[11]) Bemerkenswerte Gedichte aus dieser Zeit sind etwa: „An das nordische Vaterland", „Sehnsucht nach der Provence", „Lord Byrons Schwanengesang".[12])

---

[8]) Braga, der nordische Apoll (Anm. des Dichters).
[9]) Quell der Weisheit und Dichtkunst (ebenso).
[10]) „Unterhaltungsblatt" 25. Oktober 1832, Nr. 43.
[11]) L. E. I, S. 90.
[12]) Alle in „Braga".

Im Früjahr 1838, während seines Aufenthaltes in Münster,[13]) trug er sich ernstlich mit dem Gedanken, Gedichte aus „Braga" zu veröffentlichen. Am 8. April dieses Jahres wird nämlich im „Mindener Sonntagsblatt" unter Hinweis auf das von dem Dichter in Nr. 13 erschienene Bruchstück aus dem dramatischen Gedichte „Der arme Heinrich" zur Vorbestellung aufgefordert für „Gedichte erzählenden, dramatischen und lyrischen Inhalts von Levin Schücking. Coesfeld und Münster. 1838." [14]) Diese haben aber, wohl wegen nicht genügender Teilnahme, anscheinend nie das Licht der Welt erblickt; denn sonst würden sich, wie bei allen gedruckten Werken Schückings, die Handschriften nicht mehr vorfinden.

Seit 1838 nun ließ Schücking in Zeitungen, Zeitschriften, Taschenbüchern u. a. eine ganze Reihe neue lyrische Ergüsse erscheinen. Von einer Sammlung dieser zerstreuten Gedichte hören wir dann zuerst anfangs 1845. Am 14. Februar dieses Jahres nämlich schreibt unser Dichter an Annette von Droste: „Gegen Ostern wird die Cottasche Buchhandlung die Sammlung meiner Gedichte herausgeben",[15]) und in einem ungedruckten Briefe vom 21. Juli aus Ostende an seine mütterliche Freundin finden sich die wichtigen Worte: „Ich habe von Tag zu Tag gehofft, Cotta ließe meine Gedichte vom Stapel." [16]) Im Spätherbst 1845 [17]) kamen denn auch wirklich unter den schützenden Fittichen des

---

[13]) In dieser Zeit verfaßte er auch einen „Festgesang zur Feier der goldenen Hochzeit des Herrn Geh.-Rats Joh. von Riese und seiner Gemahlin Frau C. L. von Riese, geb. Machenhauer, am 13. Mai 1838". Coesfeld 1838. Rieses Verlag. Ein Abdruck war leider nicht aufzutreiben.

[14]) „Mindener Sonntagsblatt" 1838, Nr. 13 u. 14 vom 1. u. 8. April. In demselben Jahrgange finden sich auch vier Gedichte seines jüngeren Bruders Alfred: Nr. 18, 19, 20 und 21 (Mai 1838).

[15]) Dr. Schg. Br., S. 330.

[16]) Archiv: „Annette von Droste-Hülshoff. Ungedruckte Briefe".

[17]) Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich u. a. aus folgenden Zeugnissen: a) Am 21. Dezember 1845 findet sich eine durchaus anerkennende Besprechung der Gedichte im „Sonntagsblatt zur Weserzeitung", (Literarische Revue). — b) Am 30. Dezember 1845 dankt Gottfried Kinkel in einem ungedruckten Briefe für die Zusendung seiner Gedichte (Archiv: „Autographen I"). — c) Am 6. und 7. Januar 1846 erschien in der „Allgemeinen Zeitung" ein längerer Aufsatz über Schücking von Franz Dingelstedt, in dem auch seine „unlängst" herausgegebenen Gedichte besprochen werden.

Cottaschen Greifen die „Gedichte von Levin Schücking" mit der Jahreszahl 1846 heraus. In diesem schmucken Bändchen von 272 Seiten — einschließlich der Übersetzungen aus Coleridge — findet sich aus „Braga" kein einziges Gedicht, und auch acht der anderen, bereits abgedruckten, fehlen.[18]) Sie sind wohl alle zwischen Frühjahr 1837 und 1845 entstanden. Die meisten der früheren hielt der feinsinnige Dichter wohl mit Recht nicht für würdig, in die Sammlung aufgenommen zu werden. Weshalb wir jedoch das Gedicht „In die Ferne" vergebens suchen, ist schwer zu entscheiden, da es wohl zu seinen besten und am tiefsten empfundenen lyrischen Bekenntnissen gehört, und, wie weiter unten zu beweisen sein wird, seiner früh verstorbenen Mutter gewidmet ist. Sollte es dem Dichter vielleicht bei der Zusammenstellung seiner Lyrik entgangen sein? Die Übersetzungen aus Coleridge hätte er wohl besser seiner Sammlung nicht einverleibt, wie schon Franz Dingelstedt mit feinem Verständnis hervorhebt, weil „sie nur ein relatives Interesse, beinahe ein bloß literarhistorisches haben und kaum ein Publikum finden werden".[19])

Nach 1845 wandte sich Schücking mehr und mehr dem Roman zu, dem Hauptfelde seiner dichterischen Begabung, worauf ihn sein „Mütterchen" mit Recht immer wieder hinwies. Daneben verfaßte er gelegentlich einige unbedeutende Dramen und scharfsinnige Aufsätze. Die ewige Stadt der sieben Hügel begeisterte ihn zu zwei tiefempfundenen Gedichten: „Placidia" und „Der Moises des Michel Angelo", die er nebst zwei Epigrammen, den einzigen, die wir überhaupt von ihm besitzen, 1851 in seine dichterische Blütenlese „Italia", eine Art von poetischem Reiseführer, aufnahm.[20]) In dem ganz ähnlichen Werke „Helvetia" aus demselben Jahre finden sich keine neuen Gedichte; wohl aber hat er zwei aus seiner Sammlung mit einigen kleinen Umänderungen aufgenommen: „Die Meersburg" und „Am Bodensee".

---

[18]) Vgl. im Anhang das „Verzeichnis der nicht in der Sammlung von 1846 enthaltenen, gedruckten Gedichte".

[19]) „Allgemeine Zeitung" 1846, Nr. 7; (Beilage: „Levin Schücking").

[20]) Vgl. im Anhang das „Verzeichnis der nicht in der Sammlung von 1846 enthaltenen, gedruckten Gedichte".

Als Schücking in den folgenden Jahren sein romantisches Dichterheim in dem stillen Dörfchen Sassenberg bei Warendorf aufgeschlagen hatte, wurde der damals weitberühmte Schriftsteller nicht selten um einen poetischen Beitrag für ein patriotisches oder im Dienste der Wohltätigkeit stehendes Fest im nahen Münster, wo er oft und gern weilte, angegangen. So schuf er mehrere Gedichte, die den Stempel ihrer Entstehung meist deutlich an der Stirn tragen, und deshalb nicht zu seiner eigentlichen Lyrik zu rechnen sind.[21]) Ungleich höher steht die „Hymne an die Musik",[22]) die wahrscheinlich einer Bitte des ihm befreundeten Musikdirektors Julius O. Grimm zu Münster ihr Dasein verdankt. Bei den Konzerten des Musikvereins zu Münster, dessen langjähriger Leiter Grimm war, gelangte sie des öfteren — auch in den 90er Jahren noch[23]) — zum beifallsvollen Vortrag. Ich führe sie an nach dem „Programm zu dem öffentlichen Konzert des Musikvereins am Montag, den 9. November 1863, unter Mitwirkung von Frau Clara Schumann":[24])

(Chor.)

„Es will die Seele groß und frei sich fühlen
Und keiner Schranke bleiben untertan.

(Soli.)

Die heiße Stirn will sich in Äther kühlen,
Emporgetragen über jeden Wahn.

---

[21]) a) „Festspiel zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich von Schillers am 9. November 1859" im „Kreisblatt für das Münsterland", 13. November 1859, Nr. 91; — b) „Prolog. Vorgetragen im Konzert für die Überschwemmten am Niederrhein und in Holland am 19. Februar" im „Kreisblatt für das Münsterland", 24. Februar 1861, Nr. 16; — c) „Botschaft des Generals Bülow von Dennewitz" in „Die fünfzigjährige Feier des ersten westfälischen Inf.-Regts. Nr. 13 am 1. Juli 1863 zu Münster". (Festschrift im Archiv: „Levin Schücking".)

[22]) Archiv: „Levin Schücking".

[23]) Mitteilung von Herrn Professor Levin L. Schücking in Jena.

[24]) Wahrscheinlich ist dieser Lobgesang auf die Musik bei diesem Konzert zum ersten Male vorgetragen worden, da Grimm den Verein erst seit 1860 leitete und sich mehrere Nummern der Festordnung im Nachlaß Schückings finden, während sonstige Festordnungen des Musikvereins gänzlich fehlen.

(Chor.)

Das ist der Geister Ringen.
Und ihrer Sehnsucht Traum —
Auf des Gedanken Schwingen
Zu fliehn aus Erd und Raum:
Doch lös't uns kein Gedanke
Aus dem, was uns umkreist.
Und trägt aus ird'scher Schranke
Den fessellosen Geist. —

Das ist des Herzens Fodern
Und seines Schmerzens Ruf,
Und seiner Flammen Lodern,
Seitdem es Gott erschuf:
Doch schlägt das Herz vergebens
Nach göttergleichem Sein,
Das ist der Fluch des Lebens,
Gebunden sollst du sein! —

(Bariton Solo.)

Nur Eines gibt uns Licht in dieser Nacht.
Und löst das Herz zu stillem Aufwärtsfliehn,
Im Reich der Töne liegt die Zaubermacht,
In Klängen liegt sie und in Harmonien:

(Soli und Chor.)

Die lassen uns um unsere Schläfen sacht
Ein Weh'n und Ahnen ew'ger Freiheit zieh'n."

Der Heldenkampf der Deutschen 1870/71 gegen das übermütige Frankreich begeisterte Schücking zu dem von echt deutscher Gesinnung zeugenden Gedichte: „Michels Lohn":

„Hurra, du deutscher Michel
Und deinem Heldenmut!
Wie mähte deine Sichel
In heißer Ernte Glut,

Wie schlug'st du d'rein so mächtig
Und schontest nicht dein Blut —
O Michel, du bist prächtig,
Gerätst du so in Wut!" [25])

Den Gedichten voran schickt Schücking eine poetische Widmung an seine Gattin, aus der sich seine gemütvolle und feinsinnig-romantische Auffassung des Dichterberufes klar und deutlich erkennen läßt:

An Luise.

„Was sich der Dichter baut aus seinen Blättern,
Aus seinen Blumen, Ranken und Gewinden,
Es ist kein Haus, das trotzend harten Wettern,
Läßt Schutz und Schirm in festen Mauern finden:
Doch wölbt es sich zum schattigen Gemache,
Die Rebe blüht, es nickt die Geißblattdolde,
Und zierlich schlingt die Myrte sich zum Dache,
Wie einst um Thron und Antlitz der Isolde.

So zog und flocht ich mir zu duft'gem Heime
Zusammen Blütenreis und Zweig und Ranken,
Im stillen Garten meiner Lieblingsträume,
Ein grünes Haus von blühenden Gedanken.
Nun steht es da — nur noch in hellem Golde
Ergänz' ein Namenszug an meiner Laube:
Der meiner stolzen Königin Isolde,
Der meiner minniglichen frommen Taube! —"

Die Sammlung hat er selbst eingeteilt in die drei Gruppen: Liebes-, erzählende und vermischte Gedichte.

Erstere finden sich in dem Buche nur 16, von denen genau die Hälfte schon vorher im „Morgenblatt" erschienen war, und zwar 1841 (1), 1842 (1) und 1843 (6).[26]) Meist läßt der Dichter nicht etwa die freud- und leidbewegte Brust des Liebenden in lyrischen Klängen sich austönen, noch schildert er vorzugsweise

---

[25]) Vgl. im Anhang das „Verzeichnis der nicht in der Sammlung von 1846 enthaltenen, gedruckten Gedichte".

[26]) Vgl. im Anhang das „Verzeichnis der früheren Abdrucke der Gedichte von 1846".

den geliebten Gegenstand selbst, sondern er zeigt uns meist die Außenwelt, verklärt von dem sonnigen Strahle reiner, beglückender Liebe. So besingt er in bilderreicher Sprache seine Geliebte als „die träumerische Tanne“, die auf einsamer Höhe in die blauen Lüfte steigt; das „abendliche fromme Glockenläuten, das Segen ruft auf Täler und auf Höhen“, hört er wie ein Gebet um ihre Schläfe wehn. Seiner hohen Freude über ihren beseligenden Besitz leiht er leidenschaftlichen Ausdruck in den begeisterten Versen, die zugleich den Schöpfer aller dieser Schönheiten verherrlichen:

„Gesegnet sei, der dich ins Leben sandte,
Den vollsten Klang von seiner Poesie,
Gesegnet, der dich auf die Erde bannte,
Ewig gesegnet, der dich mir verlieh!“ (S. 5.)

Sie ist das Licht für seine dunklen Tage, ihr verdankt er alles, was er hat und schafft, stets weilen seine eilenden Gedanken bei der Angebeteten, und in der schönen „Waldsprache“ (S. 18) ruft er zum Schluß aus:

„Du bist die Linde, und ich bin die Eiche,
Die einst war heilig, so wie du noch heut.
So steh'n wir beide, zwei Geschichtenreiche,
Vergess'ne Träumer in der Einsamkeit!“ (S. 23.)

Vor den Blicken der Geliebten zerstäuben all die beängstigenden Sorgen, die Märchen aus alten Zeiten klingen wieder in seiner Dichterbrust. Starke, leidenschaftliche Töne von urwüchsiger Wucht und Gewalt suchen wir bei Schücking ebenso vergebens, wie — zu unserer Freude — jene heftige, oft maßlose Sinnlichkeit fehlt, die bei Goethe, Heine u. a. oft den süßen, weihevollen Eindruck so unliebsam stört. Seiner ruhigen, abgeklärten Natur war eben alles „Anstößige“ durchaus fremd. Seine Dichtung trägt fast gar keine oder doch nur sehr geringe Spuren von der damals herrschenden Gefühlsschwärmerei oder Zerrissenheit, seine Gefühle und Empfindungen gleiten ruhig und heiter über die Wellen des Lebens, und nur hier und da klagt eine Welle von „trüben Tagen und bleichen Wangen“. Ein stilles, seliges Befangensein, ein Träumen in Liebe und Natur waltet über seiner Dichtung. Doch die zum Glück ziemlich genaue

Kenntnis seiner äußern Lebensumstände läßt auch einiges Licht auf seine Liebeslyrik fallen, wenngleich es überaus schwierig ist, hier überall Wirklichkeit und Phantasie zu sondern.

Drei edle Frauen haben in seinem ruhig verlaufenen Dasein eine größere Rolle gespielt: seine so hoch von ihm verehrte, früh verstorbene Mutter, Annette von Droste, seine „Mutter und Geliebte zugleich", und endlich seine Frau Luise von Gall, die ihm leider schon 1855 der unerbittliche Schnitter Tod entriß.

Als ein Abschiedslied an seine allzu früh dahingeschiedene Mutter dürfen wir wohl mit Sicherheit das schöne Gedicht „In die Ferne"[27]) ansehen, dessen Anfang lautet:

„Nie knie' ich mehr zu deinen Füßen nieder,
Daß ich ins freundliche Gesicht dir schau':
Ich sauge nimmer meinen Frieden wieder
Aus deinem Geisterauge, groß und blau."

Eduard Arens (Aachen) meint, in diesen Versen würde „der bannenden Gespensteraugen, die Levin und noch mehr Annette eigen waren, gedacht".[28]) — Das Gedicht muß wegen der rechtzeitigen Ablieferung für das „Rheinische Jahrbuch" vor Herbst 1840 entstanden sein. Wenn es sich auf Annette beziehen sollte, müßten wir es in die Jahre 1839/40 verlegen; denn vorher waren die beiden sich nicht sonderlich näher getreten. In dieser Zeit aber, als die keusche Liebesfreundschaft der beiden verwandten Seelen von Tag zu Tag inniger wurde, konnte Schücking die mütterliche Freundin doch nicht mit der herben Wehmut schmerzlichen Entsagens in einem leidverklärten Gedichte feiern, das ganz von dem tiefen Schmerze durchzittert ist, ein namenloses Glück ohne eigenes Verschulden für immer verloren zu haben. Auch paßt auf Annette nicht der Schluß, wo er sagt, einmal solle ihm noch ihr Lied ertönen und seinen Schmerz verscheuchen:

„Ich will im Sterben dich heranbeschwören,
Dann hat die Sehnsucht Wundermacht; dein Lied
Will ich verweht mit meiner Seele hören,
Wenn vom erlosch'nen Auge sie entflieht."

---

[27]) Nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; gedruckt im 2. Jahrg. von Freiligraths „Rheinischem Jahrbuch" 1841, S. 367/68.

[28]) „Münsterische Heimatblätter", 1. Bd. 1913/14, S. 210, 1. Spalte.

Wohl aber sind diese Gedanken zu verstehen, wenn das Gedicht sich an seine heißgeliebte Mutter wendet. Und das „Geisterauge, groß und blau“, das offenbar Arens zu seiner irrigen Annahme verleitet hat, war auch Schückings Mutter eigen.[29])

Sein „Mütterchen“ Annette von Droste aber besingt der begeisterte Dichter, wenn er in überschwenglichen Worten ausruft:

„Sei du mir Heilige, du sprich den Segen,
Den Schein des ew'gen Lichts sollst du mir hegen
In deiner Seele heller Gralesschale! —“ (S. 32.)

In einem Briefe vom 3. September 1841 an den ihm damals befreundeten Freiligrath sagt Schücking nämlich: „Ich habe Annette in drei Gedichten besungen, wovon du das erste im Morgenblatt gelesen hast“.[30]) Dieses kann nur das am 12. April 1841 dort erschienene „Im Dome. An . . .“ sein, das 1846 den Titel „Nachts im Dome“ trägt (S. 31). Ein anderes Annette mit Bestimmtheit zuzuweisen, ist wohl kaum möglich. Vielleicht ist noch an sie gerichtet „Der Burghof“ (S. 26), der sich dann auf die mit ihr gemeinsam verlebte Zeit auf der Meersburg beziehen müßte,[31]) und „Dein Zimmer“ (S. 29), worin uns dann geschildert würde, wie Annette „wie eine Türkin in höchster Saloppheit auf einem ungeheuren schwarzen Kanapee sitzend“ ihrem Freunde „die Fülle der schönsten Gespenstergeschichten erzählt“.[32]) In dem schwärmerischen Gedichte „An . . .“ (S. 34) findet Arens „den verschlossenen Charakter der Freundin [A. von Droste] in treffendem Bilde hervorgehoben“.[33]) Nun ist dieses

[29]) Vgl. L. E. I, S. 16, 18 u. 21.

[30]) Schwering, A. v. Droste. Lebensbild. S. XLVII ff. — Die zwei ersten Strophen von „Nachts im Dome“ finden sich schon in einem Briefe Schückings an Annette aus dem „Frühjahr 1841“ (Dr. Schg. Br., S. 29/30), wo sie allerdings nicht die in dem betr. Briefe stehende Form aufweisen, sondern in der späteren Fassung der Gedichte abgedruckt sind.

[31]) Während des Winters 1841/42 ist dieses Gedicht auch wahrscheinlich entstanden, da es sich im „Hansa-Album“ 1842, S. 214 zuerst abgedruckt findet. — Die dortige Angabe „Mondsee bei Salzburg“ unter dem Gedichte bezeichnet nicht den Ort seiner Entstehung, sondern nur den derzeitigen Aufenthaltsort des Dichters, wie auch bei den andern Poeten der Sammlung.

[32]) „Frankfurter Zeitung“ vom 3. 12. 1899, Nr. 335, 1. Morgenblatt.

[33]) „Münsterische Heimatblätter“, 1. Bd. 1913/14, S. 210, 1 Spalte.

aber schon im Jahre 1840 mit nur geringen Abweichungen gedruckt unter dem Titel „An E. K.“ [34]) Hierdurch wird die Annahme von Arens hinfällig. Wer jedoch diese E. K. ist, welche der Dichter in den begeisterten Versen feiert:

„Wenn sinnend du und träumend blickst zur Höhe,
Und ich dir tief ins Blau des Auges sehe,
Scheint deine Seele klar mir wie der Weiher,
Der schlummernd liegt in stiller Abendfeier!

Man nennt dich kalt; des Weihers volle Wellen
Du zeigst sie nicht, wenn sie im Sturme schwellen;
Du zeigst es nicht, wenn in geheimen Gluten
Der Lust, der Sehnsucht seine Wogen fluten! —“ (S. 34.)

entzieht sich — vorläufig wenigstens noch — unserer Kenntnis. Sicherlich muß sie in jener Zeit dem Dichter sehr nahe gestanden haben! [35])

Seine heißgeliebte Braut Luise von Gall aber besingt der überglückliche Bräutigam, der „rein weg“ war,[36]) wohl in den am 27. Juni und 10. Oktober 1843 im „Morgenblatt“ erschienenen

---

[34]) „Deutscher Musenalmanach“ 1840, S. 314/15.

[35]) Professor Levin L. Schücking in Jena äußerte mir gegenüber die Ansicht, das Gedicht sei an Luise von Gall gerichtet. Diese hatte nämlich kein Hehl daraus gemacht, daß sie die stürmischen Liebesbezeugungen, die sich das junge Freiligrathsche Ehepaar auch im Beisein anderer erlaubte, durchaus mißbillige, worin sie wohl unsere Zustimmung finden dürfte. Deshalb wurde sie jedoch im St. Goarer Kreise als kalt und gefühllos gebrandmarkt, wofür sie ja auch Emanuel Geibel hielt, der sie auf der Hochzeitsreise am 23. Oktober 1843 im Kernerhause kennen lernte, wenn er in einem Briefe an Freiligrath von ihr schreibt: „Gallina [seine dem Freundeskreise geläufige, scherzhafte Verlängerung von Gall] war unterhaltend, aber kühl, auch gegen Levin“, vorsichtigerweise setzt er jedoch hinzu: „wenigstens in unserer Gegenwart“ (Schwering, A. von Droste. Lebensbild, S. LIV). Aus ihrem bisher noch ungedruckten Briefwechsel mit Schücking (Archiv: „Luise Schücking, geb. von Gall“) geht jedoch klar hervor, daß sie durchaus keine kühle Natur war. Sie hatte nur die löbliche Eigenschaft der meisten edel denkenden Frauen, die in den öffentlichen Liebesbezeugungen eine Entweihung ihrer reinen und tiefen Herzensempfindung sehen. Nach obiger Feststellung ist diese Vermutung auch wohl unhaltbar.

[36]) Dr. Schg. Br., S. 203.

fünf Gedichten, die jetzt den Eingang der Sammlung bilden. Voll übersprudelnden Glückgefühls ruft er aus:

> „Gesegnet sei der Arm, der dich getragen,
> Der Mund, dess' Schlummerlied dich lullte ein,
> Dreifach gesegnet, der dich lehrte sagen:
> Ich bin auf ewig, bin auf ewig dein!" (S. 7.)

Als sie in einer „warmen, duftigen" Sommernacht, während tief unten zu ihren Füßen der alte, sagenumwobene Rhein stolz und ruhig dahinwandelte, ihn „umschlingend hoch auf der Mauerzinn" stand, da erschloß ihm, der früher „nie geliebt",[37]) „die Minne des Lebens tiefste Lust". Oder lächelt uns nicht ein still verträumtes, bräutliches Glück aus den schlichten Zeilen entgegen:

> „Wir zwei allein! Du schmiegtest dich an mich,
> Auf deinen Lippen lagen heiß die meinen!" (S. 9.)

„Zum 19. September" (S. 11) ist Luise zum 28. Geburtstage gewidmet.[38])

Wahrscheinlich zollt seine begeisterte Muse der „wundersüßen Frau" auch noch in dem dankbar-freudigen „Warst du im Wald" (S. 16) und der romantischen „Waldsprache. An L." (S. 18) das schuldige Lob mit den Worten:

> „Du bist die Linde, und ich bin die Eiche,
> Die einst war heilig, so wie du noch heut.
> So steh'n wir beide, zwei Geschichtenreiche,
> Vergess'ne Träumer in der Einsamkeit!" (S. 23.)

Das Eifersucht durchlohte „Lied" (S. 17) ist wohl nur eine treffliche Nachbildung eines englischen Gedichtes, worauf ja auch schon der Zusatz: „Nach dem Englischen" schließen läßt. Über die andern „Liebesgedichte" läßt sich noch manches vermuten, doch nichts mit Bestimmtheit behaupten, wie z. B. über das leidenschaftliche „Waidwerk" (S. 24) oder das zauberisch-schöne „Du standest vor mir" (S. 33).

„Erzählende" nennt Schücking die zweite Gruppe seiner Gedichte. Und das mit Recht; bietet er doch in allen 12 unter diesem

---

[37]) Dr. Schg. Br., S. 204.

[38]) Geb. 19. September 1815. (Allgemeine deutsche Biographie XXXII, S. 645.)

Titel vereinigten, meist in balladenhaft schwungvoller Sprache, eine Sage, ein geschichtliches Ereignis oder ein Selbsterlebnis. Hier legt er den Beweis ab, wie unmittelbar und ungetrübt der Zauber der Vergangenheit, die Poesie des Geschichtlichen ihm zum Bewußtsein gekommen ist. Da erfahren wir von jenem edlen Grafen, der, einst „ein Schreck für Russ' und für Tartar", nun im „rauhen Mönchsrock mit geschor'nen Haaren" den einst im Jähzorn an seinem Knechte begangenen Mord mit heldenhafter Selbstüberwindung büßt. Wir hören von dem Ingolstädter Dichter Jakob Balde, der in der größten Not gar oft vergeblich an das „steinerne" Herz seiner Mitmenschen geklopft hat und nun Trost und Frieden im Kloster sucht.[39]) Wir lassen uns die alte Sage mit einem wohltuenden Anflug von Humor melden vom kühnen Skalden Hiarni, der, vom Volke zum Herrscher erkoren, ein goldenes Zeitalter für sein Vaterland herbeiführt, „drin Alles sonnig geblühet, gefriedet jeder Streit".

Nur mit inniger Rührung nehmen wir Abschied von dem frommen Klausner von Boppard, der fern von den Siedlungen der Menschen im einsamen Walde seine fromme Seele aushaucht, dessen Tod dann aber durch ein Wunder in der Stadt bekannt wird, „damit man ihm schütte auf frommen Schrein gesegneten Grundes Schollen!" Mit einem gewissen Behagen an dem Grausigen schildert Schücking in dem Gedichte „Das stille Kind" (S. 66), wie die „unermeßliche, in abendliche, feuchte Dämmerung und winterliche Nebelschleier verlaufende Heide, über die wie aus weltverlorener Ferne zuweilen ein nächtlicher Ruf, ein rätselhafter Ton aus Menschenbrust gleich dem Hilferuf eines im Moore Verirrten schallt",[40]) das „zweite Gesicht" in ihm ausgebildet hat.

Mit einem tiefempfundenen Abschiedsliede an seine geliebte Heimat Westfalen, die er im Herbst 1841 für 11 Jahre verlassen sollte, eröffnet der Dichter seine „vermischten" Gedichte. In

---

[39]) Jakob Balde wurde geboren 1604 zu Ensisheim im Elsaß und starb als Jesuit im Jahre 1668 zu Neuburg a. d. Donau. Er verfaßte eine Reihe für seine Zeit durchaus nicht unbedeutende Dichtungen in lateinischer Sprache. Herder übersetzte einen großen Teil seiner Lyrik, die er 1796 in der „Terpsichore" herausgab. Doch hat diese keinen Einfluß auf die deutsche Dichtung zu gewinnen vermocht.

[40]) L. E. I, S. 48.

rührenden, wehmutsvollen Weisen sagt er dem teuren Land der roten Erde Lebewohl:

„O sei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimat, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Heiden,
Mit deiner Wälder Pracht." (S. 105.)

Auch süße „Jugenderinnerungen" (S. 106) an jene längst entschwundene Zeit, in der er noch in unschuldiger Jugendlust auf den breiten Pfaden des nach Versailler Art angelegten Parkes von Clemenswerth spielte und so oft am Tage des Herrn dem stillen Hauskaplan am Altare in gläubiger Andacht diente, werden in dem gereiften Manne wach. Das machtvolle Gedicht „Der Friedenssaal zu Münster" (S. 111) ist veranlaßt durch einen Besuch dieser historischen Stätte mit dem Dichter Freiligrath im Juni 1839.[41]) Den katholischen Befreier Irlands, Daniel O'Connell, vergleicht Schücking mit dem mutigen Daniel des Alten Bundes, zu dessen Füßen junge Löwen kauerten:

„So um dich liegen Englands zorn'ge Löwen
Und kochen Wut, daß sie sich schmiegen müssen!" (S. 115.)

Seinem ältesten Sohne Lothar ruft er die bedeutungsvollen Worte zu:

„Gebroch'ne Pläne wirst du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die schon im Erblühen sterben,
Und, wenn ich sie erfassen will, entfliehn;
Dir sei ein glücklicheres Los beschieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie!" (S. 117.)

Das gastliche Dach des freundlichen Burgherrn auf der Meersburg, wo er im Winter 1841/42 weilte, besingt er, den alten Schloßherrn und seine gelehrten Gäste. Doch auch zum Lobe des „gebenedeiten" Rheins, des „endlosen" Bodensees und des herrlichen Alpenschlosses Mondsee rührt der biedere Sänger seine Leier. Dem treuen Freunde Junkmann gewidmet ist das kleine Gedicht „An J. Auf dem Mondsee" (S. 144).[42])

---

[41]) Das malerische und romantische Westfalen, S. 137 und Schwering, Freiligraths Werke. Lebensbild. S. XLVII.

[42]) Dr. Schg. Br., S. 355.

In den drei Gedichten „Das alte Stift“ (S. 151), „Beim Hochamt“ (S. 154) und „Kirchenmusik“ (S. 157) feiert unser Dichter die Schönheit des katholischen Kultus, die er zugleich von ihrer geschichtlichen Seite zu fassen weiß. Er besingt Dome, aber die Kirche nicht, wie er reizende Liebesstunden verherrlicht und nicht die Liebe. Er wünscht unter den alten gemeißelten Rittern und Frauen des Domes zu stehen, die zu 100jährigem Gebete die Hände gefaltet haben:

„Und ständ' ich selber hier gehau'n in Stein,
Nie des Jahrhunderts Fluch dann würd' ich fühlen,
Daß unser Glauben, unser Denken, Sein,
Der nächsten Zukunft Stürme schon zerwühlen.“ (S. 152.)

Die Philosophen kommen dagegen desto schlimmer weg:

„Sagt mir nur ein's und ich will gläubig sein:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
Zeigt mir nur eins: ein krankes Käferlein
Geheilt von eurer hohen Kunst Scholaren;
Tut mir nur eins: ein gluckſend Küchlein brütet
Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!“ (S. 171.)

Es ist doch sonderbar, daß gerade der Dichter dem Philosophen vorwirft, mit seiner Wissenschaft könne man kein Brot backen.

Seinem biedern Humor läßt Schücking freies Spiel in den spöttischen Liedern der Landsknechte (S. 178), deren unstetes Leben zuerst Hoffmann von Fallersleben 1825/26 in einem selbständigen Liederkreis besang. In „Poesie“ (S. 184) charakterisiert er trefflich seine eigene Dichternatur. Ihn treibt nicht der Sturm einer unbezwingbaren Begeisterung, nicht der Drang, die Geheimnisse der Welt zu verkünden, nicht der Taumel seliger Entzückung, nicht der jäh entflammte Zorn, der in Donnerworten von den Lippen schäumt; sondern der Schmerz, die Wehmut, die zarte Fee mit dem niederwallenden Haar und den tränenfeuchten Augen legt ihm die Harfe in den Arm.

„Der Dichter König“ (S. 186) bildet den würdigen Schluß der Sammlung:

„Ja, ein König ist der Dichter, auf dem Gottes Salbung ruhte.
Rings umgeben Ehrfurcht heischend ihn des Königs Attribute.“

„Er tritt als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! Alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuern Schreier." So urteilt Annette von Droste in einem Briefe an ihre Freundin Elise Rüdiger (26.—30. Januar 1846) über Schückings Gedichte.[43]) Doch „diese maßlosen Vorwürfe sind nur als Ausflüsse eines krankhaft überreizten Gemütes zu entschuldigen".[44]) Und als sie später in Ruhe die Gedichte ihres „kleinen Pferdes" noch einmal durchlas, kam sie denn auch zu einem ganz anderen Urteil, wenn das überreiche Lob, das sie dem Dichter nun in einem Briefe vom 7. Februar[45]) für sein „liebes Geschenk" spendet, ihr auch wohl nicht ganz von Herzen kam. Jedoch nur als „Komplimente, die sie ihm ins Gesicht macht",[46]) darf man diese Äußerungen auch nicht auffassen; wenn nämlich ihre erste Ansicht ihr jetzt nicht selbst als grundlos und übereilt erschienen wäre, würde ihre streng konservativ-aristokratische Natur doch sicherlich mit dem „Demagogen" gebrochen haben. Davon ist aber in dem erwähnten Schreiben gar keine Rede, vielmehr ergeht sie sich hier im Ton des „treuen Mütterchens" und fordert in dem nächsten Brief „einen ordentlichen Bericht über ihren Patenjungen Lothar, das arme Stümpchen".[47])

Jene übereilten Worte Annettens haben nun einige als völlig begründet hinzustellen versucht, wie z. B. Cardauns,[48]) Kreiten[49]) und neuerdings besonders auch Schwab,[50]) andere dagegen, wie z. B. der Enkel des Dichters, Levin L. Schücking, bezeichnen sie als „schlechthin aus der Luft gegriffen".[51])

Wo ist die Wahrheit? Stimmt der „Seelenfreund" Annettens in seiner Lyrik in die lauten Kampfesrufe der „Barrikaden-

[43]) Hüffer, S. 287. — In den Br. A. wird dieses Schreiben auch erwähnt: S 334.

[44]) Schwering, A. v. Droste. Lebensbild. S. LVI.

[45]) Dr. Schg. Br., S. 355. [46]) Hüffer, S. 288.

[47]) Dr. Schg. Br., S. 359.

[48]) Hüffer, S. 288. — Dieser Abschnitt, wie auch das ganze 10. Kapitel ist von Cardauns in der 3. Ausgabe hinzugekommen (Vorwort S. VII).

[49]) Kreiten, I, 1, S. 457/58.

[50]) „Die Frau" 1909/10. Juni, S. 551/53. („A. von Droste und L. Schücking".)

[51]) „Süddeutsche Monatshefte" 1909, April, S. 464 („A. von Droste und L. Schücking").

sänger" der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein oder nicht? Um diese wichtige Frage richtig beantworten zu können, vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal des Dichters politische Ansichten bis 1846, dem Erscheinungsjahr der Gedichte!

In Schückings Elternhause herrschte eine kühle Abneigung gegen die Politik.[52]) Der dort im Familienkreise betriebenen Lektüre Walter Scotts verdankt er den konservativen Grundzug seines Charakters, und stets ist „ein gut Stück Torysmus" in dem Dichter übergeblieben.[53]) Obwohl ihm die von Gutzkow im Jahre 1840 angebotene Übernahme des „Telegraphen" eine einflußreiche Stellung bot, lehnte er das ehrenvolle Anerbieten doch, trotz seiner damaligen bedrängten Lage in Münster,[54]) ab, da er „als Redakteur die ultraliberalen Ansichten des Organs nicht gutheißen und in die Welt senden mochte".[55]) Noch 1843 empfindet er, trotz der politisch so erregten Zeit, „für politische Tagesverhältnisse die ganze Gleichgültigkeit, welche für einen Poeten anständig ist".[56]) Selbst im Frühjahr 1846 war er noch „ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline — von den sozialistischen Ideen, welche der ‚Gedankenströmung' jener Tage ihre Richtung gaben, verstand er nichts".[57]) Und ein solcher Charakter soll sich nun in seinen Gedichten als „Demagoge" entpuppen?

Die „Befürchtungen in der Einsamkeit bei dem Gerücht von einer Invasion" (S. 266—76) scheiden von vornherein aus, da dies nur eine Übersetzung aus Coleridge ist, die er dazu noch zusammen mit dem doch sicher echt konservativ-katholischen Schlüter abfaßte;[58]) auch kam es ihm hier nur auf die poetische Schönheit des Gedichtes, nicht aber seinen absichtlich gefärbten Gehalt an. „Sturm und Drang" (S. 149) muß schon vor Herbst 1839 verfaßt sein,[59]) zu einer Zeit also, als die politische Muse in Deutschland noch schwieg. Wenn man übrigens damals politische An-

---

[52]) L. E. I, S. 63. [53]) L. E. I, S. 24.

[54]) Hagemann, Schückings literarische Frühzeit, S. 63.

[55]) Dr. Schg. Br., S. 8.

[56]) „Deutsche Rundschau" 1910, Juni („F. Freiligrath u. L. Schücking").

[57]) L. E. II, S. 134. [58]) L. E. I, S. 109.

[59]) Als „Wunsch" ist es nämlich schon abgedruckt in Tabouillots „Heimatgruß" 1840, S. 186/87.

klänge in ihm gefunden hätte, würde es sicher nicht in die dichterische „Pfingstgabe“ der konservativen Frau von Tabouillot aufgenommen worden sein, oder es hätten sich doch gewiß später entrüstete Stimmen dagegen erhoben. Die Strophen: „Wär' ich der ew'ge Jude Ahasver . . .“ (S. 149) sind wohl nur anzusehen als der beredte Ausdruck einer der Jugend aller Zeiten und aller Völker eigenen Begeisterung für alles Hohe und Edle, besonders aber auch für die goldene Freiheit. Auch denkt der Dichter hier vielleicht an die Freiheitstaten der Geschichte. Dasselbe gilt von dem seinem Freunde Freiligrath gewidmeten „Friedenssaal zu Münster“ (S. 111). Dieser ist im Juni 1839 entstanden.[60]) Im November 1841 vertrat aber auch der Verfasser des „Löwenrittes“ noch die Ansicht: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei!“[61]) Diese beiden Gedichte hat übrigens wohl mit Bestimmtheit Annette von Droste damals schon gelesen; und doch ist nach ihrem Zeugnis Schücking am 13. Juni 1842 „weder Demagog noch Freigeist“.[62])

Aus den Gedichten „Zu Unkel“ (S. 119), „In Mondsee“ (S. 145) und „Fahnenwahl“ (S. 145) ist auch beim besten Willen keine politische Absicht zu erspähen. In den beiden ersten findet sie denn auch nur W. Schwab,[63]) in dem letzteren sieht sie nur Rudolf Gottschall.[64]) Seiner aufrichtigen Freude über die Geburt seines Erstgeborenen gibt der glückliche Vater Ausdruck in „Meinem Lothar“ (S. 116). Alle seine Wünsche für den Sohn, der „vor allen Dingen ein braver Mensch und kein Genie werden sollte“,[65]) faßt er zusammen in die Worte:

„Dein Leben sei ein ganzer Klang voll Frieden,
Ein voller Ton der tiefsten Harmonie.“ (S. 117.)

---

[60]) Vergl. S. 23. — Auch findet es sich schon — unbeanstandet! — im „Rheinischen Jahrbuch“ 1841, S. 368/69 und im „Malerischen und romantischen Westfalen“ 1841, S. 137/39.

[61]) In dem Gedicht „Auch Spanien“. Schwering, Freiligraths Werke. II. Teil. S. 11—13.

[62]) Dr. Schg. Br., S. 84.

[63]) „Die Frau“ 1909—10, Juni, S. 551/53 („A. von Droste und L. Schücking“).

[64]) „Unsere Zeit“ 1883, II. Bd., S. 565 („L. Schücking“).

[65]) Dr. Schg. Br., S. 327.

Auch in „Der Dichterkönig“ (S. 186),[66]) „Schildzeichen“ (S. 172) und „Die politischen Dichter“ (S. 173)[67]) sind bei vorurteilsfreier Prüfung wohl kaum nach Freiheit rufende Töne zu erkennen. Letzteres, wie auch „Meinem Lothar“ und die übermütig-kecken „Landsknechtslieder“ (S. 178) rechnet die Droste zu den Gedichten „von überraschender Schönheit“.[68]) In den markig-kräftigen Strophen des letzterwähnten verspottet unser Dichter — teilweise mit Unrecht! — die Fehler und Schwächen, die er im Charakter seiner Stammesgenossen überhaupt sieht. —

Auch die Zeitgenossen fanden in seinen Gedichten nichts Politisches. Nach M. G. Saphir haben sie gleich nach ihrem Erscheinen nur deshalb eine so starke Verbreitung gefunden, „weil er eben fern von allem Parteiwesen einzig und allein die Kunst im Auge hatte“.[69]) Der auch als Dichter bekannte Wilhelm H. Riehl nennt Schücking „einen von den zersetzenden und zerwühlenden geistigen Kämpfen der Gegenwart von Grund aus wenig ergriffenen Westfalen“.[70]) Und in der von des Dichters eigener Hand ausgeschnittenen Unterhaltungsbeilage einer wahrscheinlich Hamburger Zeitung[71]) heißt es: „Hat der Dichter auch nicht zur Fahne der Politik geschworen, läßt er sich auch nur von den Empfindungen seiner poetischen Seele leiten, ist er doch — ein echter deutscher Dichter.“ Am 30. Dezember 1845 dankt der revolutionär gesinnte Gottfried Kinkel in einem ungedruckten Briefe Schücking für die Übersendung seiner Gedichte, bedauert aber, sie „neidlos anerkennend und bewundernd“, seinem Wunsche nach einer öffentlichen Besprechung nicht nachkommen zu können; denn „es geht Ihre und meine politische Ansicht allzu diagonal auseinander, als daß ich in einem öffentlichen Urteil diesen Gegensatz vertuschen könnte“.[72]) Und als Kinkel einige Jahre später „im Rathausturm zu Karlsruhe sitzt und in kürzester Zeit standrechtlich zu Pulver und Blei begnadigt werden soll“, bittet

[66]) In den vier letzten Versen dieses Gedichtes findet Cardauns (Hüffer, S. 288) „das Thema: Völkerfreiheit! Preßfreiheit! doch deutlich genug vorgetragen“.

[67]) Diese beiden führt Schwab an. [68]) Dr. Schg. Br., S. 355/56.

[69]) „Der Humorist“, 26. April 1847 („L. Schücking und L. von Gall“).

[70]) „Frankfurter Konversationsblatt“ 16. Februar 1846, Nr. 47.

[71]) Archiv: „Kritiken“. [72]) Archiv: „Autographen I“.

ein nicht unbedeutender Ungenannter in einem ungedruckten Schreiben vom 5. Juli 1849 [73]) unsern Dichter, „obwohl er Kinkels politische Sympathien nicht teilt, um ein Bild des Poeten, des Kunstkenners, des Kritikers, des Lehrers, nicht des Agitators und Freiheitskämpfers im nächsten Feuilleton der ‚Kölnischen Zeitung‘, um ihn womöglich noch zu retten; denn der Poet stehe zum Poeten, auch zum Andersdenkenden, auch zum politischen Gegner!“

So hat denn in der Tat Franz Dingelstedt Recht, wenn er in einem feinsinnigen Aufsatze über Schücking — dem ersten größeren, der überhaupt über ihn erschien — von den Gedichten sagt: „Nirgends verleugnet oder verbirgt sich neben einer streng und entschieden deutschen Gesinnung eine ebenso entschiedene poetische Neigung für das Vergangene, eine von der Heimat und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein wohl durch weibliche Einflüsse ausgebildeter Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen, welcher von Natur und von Haus aus allen Schwindeleien des Radikalismus, der sozialen Theorien und Spekulationen widerstreitet.“ [74])

Schückings dichterische Lehrjahre standen im Kreuzfeuer der verschiedensten Bildungselemente. Mit großem Eifer vertiefte er sich in die Werke der Klassiker, und schon früh war er mit den führenden Geistern seiner Zeit eng befreundet. So ist es denn auch leicht erklärlich, daß wir in seiner Lyrik manche literarischen Einflüsse bemerken.

„Es gab eine Zeit,“ sagt er selbst von seiner Jugend, „wo ich mein bestes Herzblut hergegeben für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Burgruine, für einen altersgrauen Wartturm mit einem ausgebrochenen Zinnenkranz nur, oder nur die Spur irgend eines Geschehnisses, in welches sich das Element des Romantischen und Abenteuerlichen gemischt hätte.“ [75]) Und auch im Früjahr 1846 war er nach

---

[73]) Ebenda.

[74]) „Allgemeine Zeitung“ 1846, Nr. 7 (Beilage: „L. Schücking“).

[75]) L. E., S. 32.

seinem eigenen Geständnis „noch sehr ein Romantiker".[76]) In der Tat neigt sich seine überwiegende Richtung der damals schon alt gewordenen Romantik zu; man könnte ihn hierin Tieck, Uhland, Arnim Brentano u. a. zugesellen. Da ragen die Zinnen einer alten Burg scharf und keck in die Wolken, der Abend gießt sein mildes, rosenfarbenes Licht über die Wipfel der Berge und Spitzbogen der Dome, die Glocke schickt so weich und wehmütig ihre Ave-Maria-Töne zu dem Wanderer, der einsam am Gestade des Sees wandelt und die Nixen tief unten in der kristallenen Flut ihre goldenen Haare strählen sieht; da schaut von dem Balkone ein junges Ritterfräulein in den Burghof hinunter, in den soeben die Knappen in blanker Rüstung die von der Jagd ermüdeten Rosse führten, und nebenbei lauscht sie schalkhaft den Tönen eines Minneliedes, das unten in der Geißblattlaube ihr Ritter singt. Viele seiner Gedichte atmen echte Vollblutromantik, z. B. „Die Tanne" (S. 3), „Waldsprache" (S. 18), „Der Burghof" (S. 26), „Nachts im Dome" (S. 31), „An . . ." (S. 34) u. a. m.

Die berühmte „blaue Blume" der Romantiker begegnet uns als „Wunderrose" in einer Strophe aus der „Fahnenwahl" (S. 161):

„Ich lag in wachen Träumen
Der Zauberwelt im Schoß,
Still sang es in den Bäumen,
Glüh flammte die Wunderros';
Und weiß und seltsamprächtig,
Grüngolden ihr Gewand,
Kam eine Frau allnächtig,
Frau Minne war sie genannt. —" (S. 164.)

Die mittelalterliche Feudalwelt erschien unserm Dichter ganz im Schimmer der „mondbeglänzten Zaubernacht" eines Tieck, Mörike, Eichendorff. Auch das romantische Besingen der Kirchen und Dome vermissen wir nicht. Schreibt er doch selbst im Frühjahr 1841 an Annette von Droste: „Mütterchen, wie kommt es, daß alle meine Verse sich um Dome und Kirchen bewegen: es ist merkwürdig, aber meine Stoffe wachsen einzig wie altes Lauch auf den Schieferdächern und aus den Mauerspalten der Kathe-

[76]) L. E. I, S. 134.

dralen.“ [77]) Den Romantikern war ein eigentümliches Vertauschen der Sinne eigen: sie sahen gewissermaßen mit den Ohren und hörten mit den Augen. Etwas Ähnliches haben wir bei Schücking, wenn er von seiner Geliebten singt:

„Seh ich auf deiner Stirne Thron die lichten
Und stille funkelnden Gedanken glühn.“ (S. 3.)

Wie E. Th. Amadeus Hoffmann hatte auch er ein enges Verhältnis zu den Spukgeschichten seiner Heimat; er erzählte sie meisterhaft und war nicht geneigt, sie für reine Phantasiegebilde zu halten. Daß er den Ahnungen Bedeutung beilegte, erinnert ebenfalls an die Romantik.[78]) Auch war er, wie die meisten Jünger dieser Richtung, eine sehr musikalische Natur. Doch fehlt Schücking die Gedankenfülle und die innige Versenkung des Gemüts, die wir z. B. bei Wackenroder und Novalis so sehr bewundern. Auch hatte er den unromantischen Charakterzug, daß ihm das Verständnis für die Poesie der Ruine fehlte, und daß er das Heidelberger Schloß lieber wieder aufgebaut und hergestellt gesehen hätte, als nur noch in „efeu- und poesieumwobenen Fragmenten vorhanden“.[79])

Seit seiner Rückkehr nach der Hauptstadt der roten Erde im Jahre 1837 traten sich Schücking und Annette von Droste allmählich immer näher. Die erste Sammlung ihrer Gedichte, deren Auswahl und Anordnung mit wenig glücklicher Hand Schlüter und Junkmann besorgten, erschien 1838 in Münster und fand in ihrer nähern Umgebung eine sehr kühle Aufnahme. Doch wie Jakob Grimm und Freiligrath erkannte auch unser Dichter gleich in dieser Erstlingsgabe das große Talent des Edelfräuleins. 1844 erschien bei Cotta die zweite, sehr vermehrte Auflage ihrer anspruchslosen Poesien. Schücking war ihr dabei mit Rat und Tat aus der Ferne behilflich gewesen.

Die Gedichte Annettens nun übten auf die lyrischen Erzeugnisse ihres Freundes einen sehr großen Einfluß aus. Man lese nur etwa: „Die Gruft“ (S. 37), „Das stille Kind“ (S. 66),

---

[77]) Dr. Schg. Br., S. 29.

[78]) Vergl. z. B. Justinus Kerner: „Vorgefühl“ und „Warnung vor der Freude“. Werke (Hesse) I, S. 209, 225.

[79]) L. E. II, S. 74.

„Westfalen" (S. 101) u. m. a. Einen ähnlichen Gedanken wie in dem ersten spricht die Droste übrigens auch in der zweiten Strophe von „Im Grase" [80]) aus. In der lyrischen Behandlung des Landschaftlichen sowie in den Balladen bemerken wir deutlich ihren Einfluß, wenngleich ihr auch Schücking die feine Naturbeobachtung nicht abgelauscht hat, sondern, wie die Lyriker der 40er und 50er Jahre überhaupt, seine Sinneseindrücke nur höchst selten zerlegt.

Seine Darstellung leidet wie die der Droste nicht selten unter dem Übermaß der Bilder. Mehrfach haben auch die Stimmungen der hochbegabten Freundin in der Seele ihres „Dioskuren" verwandte Saiten erklingen lassen. Die Vorliebe für das Geheimnisvolle, Verschleierte und der Glaube an das zweite Gesicht verbinden beide. Wie Schücking in seinen markigen „Landsknechtsliedern" (S. 178), so konnte auch die Droste scharf und schneidig im Witze sein und die Geißel der Satire schwingen, z. B. in den Gedichten: „An die Weltverbesserer", „Alte und neue Kinderzucht", „Das Gastrecht".[81]) Auch sie war keine Taube sonder Galle und fürchtete nicht, das Würdige gehe in Trümmer, wenn wohlwollende Ironie seine Schwächen beleuchtete und belachte.

Ferner begegnen wir in Einzelheiten manchem Drosteschen Zug. So wenn Schücking den Philosophen die Frage vorlegt, „wohin des Hundes Seele einst wird fahren" (S. 71, Z. 8) und Annette meint:

„Wer kann mir sagen, ob des Hundes Seele
Hinaufwärts oder ob nach unten steigt?" [82])

Auf sie sind auch mit Bestimmtheit zurückzuführen Worte wie: „Heidekolk" (S. 168, letzte Zeile) und „Leichhuhn" (S. 30, Z. 4), Wendungen wie: „Von Halm und Ranke" (S. 16, Z. 3) und „es raschelt der Bach" (S. 66, Z. 4) und Verse wie:

„Der Taube Girren und des Spechts Gebohre,
Und wie der Spießer durchs Geäste kroch." (S. 18, Z. 7/8.)

und

„Ein Zucken spürt' ich, wirre mir im Hirn." (S. 67, Z. 11.)

---

[80]) Schwering, A. v. Droste I, S. 250.

[81]) a. a. O. I, S. 38, 39, 272.

[82]) a. a. O. „Instinkt" I, S. 105, Z. 13/14.

Schückings „Herzog Ludwig vor Augsburg“ (S. 48) mit dem Anfangsvers: „Das war Herr Ludwig der Reiche“ erinnert an Annettens Ballade „Der Graf von Tal“ [83]) nicht nur in der formelhaften Eingangszeile: „Das war der Graf von Tal“, sondern auch noch mehr in der knappen und gedrängten Darstellung der Handlung und im Versmaß. Ein solcher Beginn eines Gedichtes ist indessen auch echt volkstümlich. Man denke nur an die Trinklieder: „Das war der Graf von Rüdesheim“, „Das war der Zwerg Perkeo“, „Das war der Herr von Rodenstein“, die aber alle später als die obigen Gedichte entstanden sind.

Trotz all dieser Einwirkungen auf die Lyrik ihres „Seelenfreundes“ müssen wir doch Hüffer Recht geben, wenn er meint: „Schwer zu verstehen ist es, wie Assessor von Kynast in einem Briefe an Annette vom 24. Februar 1846 [84]) Schücking beschuldigen konnte, er habe in seinen Gedichten Annette ‚fein und gewandt‘, aber ‚entsetzlich bestohlen“.[85]) Feinsinnig erklärt Elise von Hohenhausen — die übrigens auch annimmt: „Schücking dichtete auf der Meersburg seine schönsten Lieder in dem Zusammenleben mit seiner poetischen Freundin“ [86]) — diese Ähnlichkeit in der Lyrik beider, indem sie von Schückings Gedichten sagt: „Manche davon gleichen so sehr den ihrigen [Annettens], daß man die Wahrheit ihres Ausspruches deutlich empfindet, daß zwei eng verwandte Seelen in ihnen lebten:

‚Pollux und Kastor, — wechselnd Glühn und Bleichen,
Des einen Licht geraubt dem andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.“ [87])

Neben Annette von Droste-Hülshoff haben nur noch Freiligrath und Uhland bedeutenderen Einfluß auf unsern Dichter aus-

---

[83]) a. a. O. I, S. 173. [84]) Kreiten, S. 458, Anm.

[85]) Hüffer, S. 287, Anm. 1.

[86]) Hohenhausen, Elise v., Schöne Geister und schöne Seelen, S. 55.

[87]) a. a. O., S. 55/56. — Die angeführte Strophe ist die letzte von Annettens Gedicht: „An L. Schücking“. (Schwering, A. von Droste I, S. 114/115.)

geübt. Die erste Gedichtsammlung des Wüstensängers trat nach längerer Verzögerung im Jahre 1838 ans Licht und hatte einen äußerst glänzenden Erfolg. Im Sommer 1839 lernte Schücking den Lyriker, der seit Heine die größte literarische Wirkung ausgeübt hat, auch persönlich kennen,[88]) und gar bald schon entwickelte sich zwischen beiden eine innige Freundschaft.

Die örtliche und persönliche Nähe Freiligraths ist aus manchen Gedichten deutlich und störend herauszuhören, wie schon Franz Dingelstedt ganz richtig erkannte,[89]) z. B. „Der Burghof" (S. 26), „Der Büßende" (S. 41), „Ein Besuch" (S. 69). Insbesondere die erzählenden Gedichte erinnern an ihn, z. B. die erste Strophe von „Ein Besuch" (S. 69):

„Im Lager war's — in jener Jahreszeit,
Die falbe Blätter auf die Erde streut,
In jenem Herbst, der unsere Heere sah
Siegreiche Aare mutig vorwärts tragen;
In Feindesland, bei Vitry war es, da
War unsere weite Zeltstadt aufgeschlagen."

Vielfach finden wir bei Schücking dieselbe Bestimmtheit des Ausdrucks, dieselbe Anschaulichkeit und dieselbe frische, markige Farbengebung wie bei dem Wüstensänger, und wenn dieser auch an Schwung im allgemeinen ein gut Teil voraus hat, so übertrifft ihn jener doch an Gemütstiefe. Vereinzelt stoßen wir auch bei ihm auf einen echt freiligrathisierenden Redeschwung, wenngleich die ganze deutsche Lyrik der 30er und 40er Jahre einen stark rethorischen Zug hat.

Nach dem Vorbilde Freiligraths verwendet auch unser Dichter orientalische Bilder bei der Schilderung seiner Heimat, z. B. in dem Abschiedslied an Westfalen:

„Der Rauch steigt in die Höhe,
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reih'rbusch überwehe
Des Berghaupts Turbankranz." (S. 102.)

Wie sein Freund im „Freistuhl zu Dortmund" [90]) Westfalen

---

[88]) L. E. I, S. 114.

[89]) „Allgemeine Zeitung", 1846, Nr. 7 (Beilage: „L. Schücking").

[90]) Schwering, Freiligraths Werke I, S. 167.

vor sein Gericht lädt, damit es sich von der auf ihm ruhenden Acht befreie, so wirft sich Schücking zum Richter der verfemten Schweiz auf (S. 132). An das Gedicht aus dem „Glaubensbekenntnis“ „Ein Flecken am Rheine“ [91]) werden wir erinnert, wenn Schücking in der „Fahnenwahl“ (S. 161) der alternden Romantik Lebewohl sagt, um dem Rolandshorn des neuen Geistes zu folgen.

Im Rhythmus hat unser Dichter ohne Zweifel sehr viel von seinem Freunde gelernt, der nach Heines Urteil tiefer in das Geheimnis desselben eingedrungen ist als alle seine Zeitgenossen. Manche Wendungen in Schückings Gedichten sind direkt dem Sänger des „Löwenrittes“ entlehnt, z. B. „also nahm ich 13 Mäuler“ (S. 83, Z. 9), „Weit durch Kiews Winternacht“ (S. 41, Z. 7), „Ein Schreck für Russ' und für Tartar“ (S. 42, Z. 15). Die außerordentliche Vorliebe für Fremdwörter dürfte zum Teil wenigstens auf die Werke dieses gefeiertsten Dichters des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen sein, dem auch „der Vorwurf, daß er mit den Fremdwörtern oft einen unnützen Luxus trieb, nicht erspart werden kann“.[92])

Ludwig Uhland trat Schücking wohl während seines Aufenthaltes auf der Meersburg von Herbst 1841 bis Ostern 1842 zum ersten Male persönlich entgegen. Das fleißige Studium der Gedichte dieses Mannes, „prunklos ohne Flitter“ (S. 141, Z. 9), der seit seiner ersten Sammlung im Jahre 1815 mehr und mehr der Lieblingsdichter des deutschen Volkes wurde, macht sich in mehrfacher Hinsicht bei ihm geltend.

Uhlands Herrschgebiet, in dem er als König waltet, ist die Ballade, und so ist es denn nur natürlich, daß Schücking sich als Balladendichter an den berühmten Meister anlehnte; doch bleibt er oft weit hinter dem treuherzigen, kernhaften und volkstümlichen Ausdrucke jenes Sängers zurück. An „Des Sängers Fluch“ [93]) erinnert eine Strophe des Gedichtes „Zum 19. September“ (S. 11):

---

[91]) a. a. O. II, S. 17.

[92]) a. a. O., Lebensbild, S. CXV.

[93]) Schmidt, Erich, und Hartmann, Julius, Gedichte von Ludwig Uhland, I. Bd., S. 306.

„Es lagen Schutt und Trümmer,
Wo wir den Fuß gesetzt;
Ringsum Gewölb' und Zimmer
Zerschossen und zerfetzt;
Von Sturm und Axt zerschlagen
War Säulenschaft und Fries;
Die weißen Simse lagen
Verdeckt von Sand und Kies." (S. 13),

und „Die Nonne"[94]) gemahnt an den Schluß des „Troubadours" (S. 75/78). Auch der schwäbische Dichter führt uns nicht selten in den „kerzenhellen Saal" und zeigt uns gern die „Dame auf hohem Balkone". Seine „Liebesklagen"[95]) beginnt er:

„Als ich einst bei Salamanka",

und die zweite „Altspanische Romanze" (S. 83) seines westfälischen Sangesgenossen hebt mit dem Verse an:

„Als ich einst war zu Coimbra".

Am meisten aber hat Schücking wohl von dem formgewandten Schwaben im Metrum gelernt. Durch die 1815 bekannt gewordenen Dichtungen des letzteren wurde die Nibelungenstrophe wieder volkstümlich gemacht,[96]) nachdem Zacharias Werner 1803 damit vorangegangen war, dem bald Tieck und Fouqué folgten. In vier Gedichten hat Schücking die „geteilte Nibelungenstrophe" Uhlands nachgeahmt: „Zum 19. September" (S. 11), „Westfalen" (S. 101), „In Mondsee" (S. 145) und „Fahnenwahl" (S. 161). Für das erste indessen ist dieses Versmaß, das auch Annette von Droste und Freiligrath nicht selten verwendet haben,[97]) recht unpassend. Ferner hat „Der letzte Troubadour"

---

[94]) a. a. O., S. 140/41. [95]) a. a. O., S. 212 (I. Student).

[96]) Vergl. z. B. a. a. O.: „Die Ungenannten" (S. 31), „Der Mohn" (S. 43), „Verspätetes Hochzeitslied" (S. 51), „Lied eines deutschen Sängers" (S. 57), „Württemberg" (S. 70), „Wanderer" (S. 75), „Der Sänger" (S. 148), „Drei Fräulein" (S. 157), „Jungfrau Siegelinde" (S. 187), „Der Schenk von Limburg" (S. 290), „Das Singental" (S. 293), „Die versunkene Glocke" (S. 309), „Märchen" (S. 317).

[97]) Vergl. für A. v. Droste: „Unter der Linde" (S. 258), „Silvesterabend" (S. 268), „Das erste Gedicht" (S. 270) (Schwering, A. von Droste, I. Teil) und für Freiligrath: „Banditenbegräbnis" (S. 41), „Der

(S. 75) ein bei Uhland häufiger vorkommendes Metrum[98]) wie auch die beiden „Altspanischen Romanzen“ (S. 79 und 81).[99])

Auch Heines im Oktober 1837 zum ersten Male erschienenes und bis 1844 bereits fünfmal neu aufgelegtes „Buch der Lieder“ hat seine Spuren in Schückings Lyrik hinterlassen. Die durch diesen wieder mehr in Aufnahme gekommene vierzeilige Strophe mit gekreuztem Reim (Heinestrophe) hat er nicht weniger als 22mal angewandt. Der Rhythmus von Heines „Lorelei“ tönt aus den Versen des Gedichtes „Das deutsche Reichspanier (S. 128):

„Es schaukeln und ziehen die Wellen
Und grüßen flüsternd den Stein;
Der Mond liegt mit den hellen
Goldlichtern auf dem Rhein“,

und in dem Geburtstagswunsche an seine Braut „Zum 19. September“ (S. 11) wird in den Versen:

„Als ob mit schlimmen Klängen
Die Lore Netze spänn'
Und wieder auf seinen Hängen
Ihr gewaltig Lied begänn'“ (S. 13, Z. 1—4),

das Versmaß der geteilten Nibelungenstrophe wohl in der Erinnerung an dasselbe Gedicht gesprengt.

Auch in Einzelheiten lassen sich noch eine Reihe von literarischen Einwirkungen nachweisen. Charakteristisch für unsern Dichter sind seine langen Wortprägungen, wie z. B. vertilgungseifrig, fernabrollend, schaummähnig, schlachtenmutig, waffenschwer, flammenblutig, märchendurstig oder: Phönixflammenglut, Märchenwaldnacht, Pulsaderstrom, Sommerfädenschimmer. Solche Wortbildungen finden sich schon bei Walter von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenstein u. a., in größerer Menge zuerst bei Klopstock, dann aber weiter auch bei Platen, Mörike, den Romantikern

---

Falk“ (S. 45), „Eine Gemsenwacht“ (S. 57), „Baurede für Rolandseck“ (S. 176), „Auch eine Rheinsage“ (S. 189) (Schwering, Freiligraths Werke, I. Teil).

[98]) Vergl. a. a. O., „Graf Eberhard der Rauschebart“ (S. 279), „Des Sängers Fluch“ (S. 306).

[99]) Vergl. a. a. O., „Der Rosenkranz“ (S. 185), „Sängerliebe“ (S. 200), „Liebesklagen“ (S. 212), „Harald“ (S. 234), „Junker Rechberger“ (S. 248).

überhaupt, Freiligrath und nicht selten sogar bei Annette von Droste, wie z. B. dämmerschaurig, Angstgestöhn.

In den wenigen liedartigen Dichtungen Schückings ist der Einfluß des Minnesangs unverkennbar. In den Versen:

„Du überstrahltest mich, du Helena,
Die ich, ein Faust, im Blitz heraufbeschworen!" (S. 10, Z. 1/2.)

ist ein Faustanklang zu suchen, wie die Zeilen:

„Der Vetter, der König von Thule
Trank längst keinen Tropfen mehr" (S. 55, Z. 7/8)

an Goethes Gedicht „Der König von Thule" [100]) gemahnen. Der von Körner in „Männer und Buben" [101]) mehrfach gebrauchte Ausdruck „Flamberg" statt Schwert findet sich bei Schücking nicht weniger als dreimal (S. 113, Z. 7; S. 127, Z. 6; S. 133, Z. 14).

Vielfach stoßen wir auch auf Anklänge an die Bibel, wie z. B.:

„Gesegnet sei der Arm, der dich getragen" (S. 6, Z. 9),

oder biblische Erzählungen werden zu Vergleichen herangezogen, wie z. B. die hl. drei Könige (S. 7, Z. 5 ff.), Daniel in der Löwengrube (S. 115, Z. 10 ff.), Johannes auf Patmos (S. 158, Z. 3 ff.), der Engel mit dem Buche des Lebens (S. 160, Z. 9 ff.), der ungläubige Thomas (S. 172, Z. 6 ff.), Samuel mit dem Salbhorn (S. 174, Z. 14).

Die drei ersten Strophen der „Mißklänge" (S. 88) mit ihrer breiten Naturschilderung rufen uns die „redende Malerei" eines Bodmer und Breitinger unliebsam ins Gedächtnis, die schon Lessing verurteilt. Einen Kehrreim wie in „Warst du im Wald" (S. 16):

„Du klagst: Die Sonne, die Sonne!
O käm' das Licht, das Licht!"

verwendet häufig der Österreicher Anastasius Grün. Die Erwähnung des ewigen Juden Ahasver (S. 149, Z. 13), dessen Geschichte 1602 zum ersten Male gedruckt erschien, ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr zeitgemäß und findet sich z. B. auch bei Annette von Droste. Die Sage von diesem rast-

---

[100]) Goethes Werke (Sophienausgabe), 1. Bd., S. 171.
[101]) Körners Werke (Hesse), S. 83.

und ruhelosen Wanderer, mit deren Bearbeitung sich eine Zeitlang auch Goethe trug, haben Nikolaus Lenau in zwei Gedichten, Julius Mosen in seinem Epos „Ahasver", Daniel Schubart, Robert Hamerling, Bernhard Giseke, Joseph Seeber u. a. behandelt, bis sie neuerdings Max Haushofer zu einem Drama gestaltet hat.[102])

Das Wort „grüngolden", das nur in der „Fahnenwahl" (S. 161) vorkommt: „grüngolden ihr Gewand" (S. 164, Z. 14) und ähnlich „in grünem Goldgewand" (S. 169, Z. 16), ist ein Lieblingsbeiwort des rheinischen Epikers Wolfgang Müller von Königswinter. Vielfach hat Schücking seinen Wortschatz auch durch altdeutsche Redensarten bereichert: Buhle, fodert, gefodert, fürbaß, nunmehro, sich verlautbaren, die sich zum Teil auch schon bei Bürger finden.

Der Stil der Schückingschen Gedichte ist keineswegs gleichartig. Einerseits begegnen wir feierlichen und geschraubten Wendungen, wie: des Berghaupts Turbankranz, versteinte Siegsgesänge der Ideen (für Kathedralen) oder

„Die Winde ziehn, gespenstig steht die Nacht
Mit wehndem Odem auf dem dunklen Strome;
Das Ufer dämmen, eine Riesenwacht,
In trägen Massen, seiner Berge Dome." (S. 119.)

Andererseits treffen wir z. B. in den Gedichten „Am Bodensee" (S. 142), „An J." (S. 144) u. a. eine schlichte und einfache Sprache an, die doch gar nicht alltäglich und abgenutzt ist. Eine große Vorliebe hat unser Dichter für längere, kunstvoll gegliederte Satzgefüge mit vielen Nebensätzen, die meist eine ganze Strophe von 4—8 Zeilen ausmachen, ja sogar nicht selten noch über die Strophe hinaus sich erstrecken:

---

[102]) Friedrich Helbig, Die Sage vom ewigen Juden. Berlin 1874. (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff. Serie IX, Heft 196.) Rudolf Fürst, Ahasver-Dichtungen. Das literarische Echo. VI. Jahrg., Heft 21, 22. A. Soergel, Ahasverdichtungen seit Goethe. Leipzig 1905 (Probefahrten, Bd. VI).

„In meinem Alpentale,
Wo mich umschließt der Stein,
Wo sich zum engen Saale
Die Felsenwände reihn,
Wo Klippen starr'n und Riffe,
Die wie gewölbte Bogen
In einem Kirchenschiffe
Hoch in die Luft gezogen:

Ist mir's, als sei ich selber
Der träumereiche Mann, . . .“ (S. 145.)

Selten verwendet er einfache Sätze, die etwa jedesmal einen Vers bilden. Des öftern setzt Schücking das Eigenschaftswort nach seinem Hauptwort, z. B. die Burgfrau, die blasse — der Edelhirsch, der arme — die Stirn, die breite. Eine ganze Reihe eigentümlicher Wortprägungen findet sich in seinen Gedichten, z. B. lichtgeküßte Hände, würzereicher Wein, gefriedet (der Streit ist . . . .), rückschnalzen (die Robben . . . .), zerklingen, zergleiten u. a.

Bei der folgenden Untersuchung der Metrik der Gedichte gehe ich nach einem flüchtigen Blick auf das Verhältnis von Wort- und Versakzent zur nähern Beleuchtung der Takte, Verse und Strophen über, um am Schluß eine Betrachtung des Reimes in seiner Dichtung zu geben.

Der Wort- und Satzakzent stehen bei unserm Dichter fast durchweg mit dem Versakzent im Einklang. Nur am Versanfang findet sich natürlich häufiger Akzentverschiebung, z. B. Efeú und Blütendolde, dreifách gesegnet, Streiflichter huschen, flamménden Hauches. Innerhalb des Verses sind Akzentverschiebungen recht selten. Einigemale stoßen wir auf sie bei zusammengesetzten Wörtern: Märchenwáldnacht, Eskúrial.

Die überwiegende Mehrzahl der Verse Schückings sind Fünftakter. Von den 56 Gedichten der Sammlung weisen 33 nur fünftaktige Verse auf, während zwei weitere auch meist dieses Versmaß haben, und zwar durchweg mit steigendem Rhythmus. Von der Freiheit des deutschen Verses, die Senkungen beliebig zu füllen, der sich Heine besonders ausgiebig bedient, macht unser

Dichter nur wenig Gebrauch. Seine Takte sind überwiegend zweisilbig. Hier und da jedoch streut er mit feinem künstlerischen Gefühl einzelne zweisilbige Senkungen sparsam ein. Oft wirken sie belebend, besonders wo sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten, wie z. B. in der Unterhaltung der Eiche und der Linde in der romantischen „Waldsprache“ (S. 18), im „Herzog Ludwig vor Augsburg“ (S. 48) oder auch im „Reichspanier“ (S. 128). Die heitern Gedichte haben meist eine reichere Taktfüllung und somit ein schnelleres Zeitmaß. — Außer dem Fünftakter wendet Schücking nur noch den dreitaktigen, jambischen Vers häufiger an, der durch öftere dipodische Bindung an feinem Reiz gewinnt. Zwölf solcher Gedichte stehen in der Sammlung. In reinen Viertaktern bewegt sich nur das tiefempfundene „Du standest vor mir“ (S. 33), dem vielleicht ein persönliches Erlebnis zugrunde liegt. Einigemale wechseln auch Fünftakter mit Drei- oder Sechstaktern ab. So beginnt die „Waldsprache“ (S. 18) mit Fünftaktern, die Eiche redet in Dreitaktern, die Linde antwortet abwechselnd in Vier- und Dreitaktern. Die Schlußstrophen sind wieder in fünftaktigen Jamben geschrieben. „Der letzte Troubadour“ (S. 75) hat Sechs- und „Der Dichter König“ (S. 186) sogar Achttakter.

Von den 56 in Frage kommenden Gedichten sind 29 in vierreihigen Strophen abgefaßt, die meist einen einzigen Satz bilden. Hier und da gliedern sie sich auch in zwei gleich lange Satzgefüge. Nächst diesen sind sechs- und achtreihige Strophen am häufigsten. Rein finden sich erstere neunmal, und letztere kommen sechsmal vor. Hierin folgt er Bürger, Goethe, Uhland, Eichendorff, Rückert, Heine, Mörike, Geibel, bei denen auch sechs- und achtreihige Strophen die zweite Stelle einnehmen, während bei Storm z. B. die fünfreihigen an zweiter Stelle stehen, die bei den oben genannten Dichtern ganz zurücktreten. Daneben haben wir je zwei Gedichte in sieben- und zweireihigen und je eins in drei- und zehnreihigen Strophen; nur die „Mondnacht“ (S. 109) ist nicht in Strophen abgeteilt.

Vergeblich suchen wir bei Schücking nach Siziliane, Terzine, Madrigal, Canzone, Triolett, Rondeau, und auch die orientalischen Strophenformen fehlen gänzlich. Nur das Sonett, von Opitz nach seinen holländischen Vorbildern Klinggedicht genannt, findet

sich dreimal: „Die politischen Dichter“ I und II (S. 173/74) und „Michel Angelos letztes Sonett“ (S. 175).

Diese Reimstrophe, die aus Italien durch französische und holländische Vermittlung zu uns kam, ward im 18. Jahrhundert mehr und mehr vernachlässigt, bis Bürger, die Romantiker und danach, wenn auch zögernd, Goethe sie wieder in Aufnahme brachten. Schücking läßt seine Sonette nach dem Vorbilde von Aug. Wilh. Schlegel in seinem Mustersonett „Zwei Reime heiß ich viermal kehren wieder . . .“ [103]) aus vier Strophen bestehen: zwei Vierzeiler (Quartette) bilden den Anfang, zwei Dreizeiler (Terzette) den Abschluß. Doch diese Auffassung des Sonetts ist wohl nicht richtig. Es besteht vielmehr, worauf schon Wilhelm Storck hingewiesen hat, aus nur e i n e r Strophe mit dreiteiliger Gliederung: dem Aufgesang in zwei Stollen (zwei Vierzeilern) und dem Abgesang mit sechs Zeilen.

Die Reime Schückings klingen meist natürlich und nicht gesucht. Freilich sind sie nicht selten etwas verbraucht: Hand — Land, Sterne — ferne, Herzen — Kerzen. Zuweilen auch wird dem Reime zuliebe die Wortstellung eine verschrobene:

„Der Mantel um ihn, schwer wie früher heute.“

Heine, dem jungen Deutschland und besonders auch Freiligrath folgte er nicht in ihrem unnatürlichen Streben nach möglichst überraschenden Reimen. Männliche und weibliche Reime verwendet er in buntem Wechsel, doch überwiegen die Verse mit klingendem Reim. In dreizehn Gedichten sind der erste und dritte Vers männlich und der zweite und vierte weiblich. In elf ist das Verhältnis umgekehrt. Nur männlichen Gleichklang finden wir in vier Gedichten, nur weiblichen in dreien. Reimlose Verse kommen selten vor. In drei Gedichten reimen nur zwei Verse einer vierreihigen Strophe, während die beiden andern reimlos sind: „Hiarni“ (S. 54), „Altspanische Romanze“ I (S. 79) und „Poesie“ (S. 184). In den dreizeiligen Strophen des Sanges „An Daniel O'Connell“ (S. 114), den irischen Freiheitshelden, ist der mittlere Vers ohne Reim. Ganz auf den Reim verzichten nur: „Altspanische Romanze“ II (S. 83) und „Mondnacht“ (S. 109). Mittelreim hat

---

[103]) Wackernagel, Deutsches Lesebuch. 2. 1286.

der Dichter nur verwandt in den beiden Reden der alten Linde in „Waldsprache“ (S. 18):

„Summt dir ein Lied —, auch mir durchzieht
Eine alte Weise das Laub,
Von Minneleid, von verschollenem Streit
Um Ehr- und Herzensraub.“ (S. 19.)

Die Reimstellung ist meist a b a b. In 29 Gedichten finden sich diese gekreuzten Reime. Zwischenreime (a a b c c b) sind viermal nachweisbar. Daneben ließe sich, meist nur einmal vertreten, eine ganze Reihe anderer Reimstellungen anführen.

„Unreine“ Reime scheut Schücking ebensowenig wie andere deutsche Dichter. Gleichklänge wie ziehn — glühn, Höhn — wehn, Lorelei — neu, läuten — deuten, heut — Einsamkeit sind ihm ganz geläufig. Selten verbindet sich mit der qualitativen auch eine quantitative Verschiedenheit der Vokale: Pfeile — Feuersäule, Malvasier — für[104]); in den Konsonanten achtet er streng auf Reinheit. Meist haben die klingenden Reime in der Endsilbe schwach betontes kurzes e oder en.

Auch für den Reiz des Stabreims hat Schücking ein feines künstlerisches Empfinden. Formelhafte Verbindungen gebraucht er jedoch verhältnismäßig selten: Mann und Maus, Schaft und Schneide, von Haupt zu Haupte, Wog auf Woge, von Blatt zu Blatte. Besonders liebt er den Stabreim auf w, l, f: Sich wilder Wein gewölbt, schweift wacker die Wehre, lange lauscht, lieben und leiden, flog ihr flammenrot, fern und fremd. — Daneben finden wir vereinzelt auch den Stimmreim: Sprühte — blühte.

II. Seine Lyrik im eigenen Urteil, in dem seiner Zeitgenossen und der Gegenwart.

Wie Schücking selbst über seine Lyrik dachte, wissen wir nur aus wenigen Zeugnissen. In einem launigen Briefe an seine Freundin Annette von Droste aus dem Dezember 1840 meint er, es sei „etwas von Dichternatur“ in ihm,[105]) und im Januar des folgenden Jahres schreibt er an dieselbe: „Sagen Sie mir auch,

---

[104]) Vergl. J. V. Scheffel im „Perkeo“: herfür — Malvasier.
[105]) Dr. Schg. Br., S. 20.

liebes Mütterchen, was meinen Versen noch fehlt, mir schadet's nicht, ich kann mich danach verbessern; — ich habe nur Talent, und das ist wie Wachs und läßt sich bilden, biegen, das Genie ist Kristall und bricht." [106]) Freiligrath und Dingelstedt fühlt er sich „verwandt und ebenbürtig".[107]) „Später verstand er selbst mit heiterer Ironie über seine Gedichte zu lächeln." [108])

Bei seinen Zeitgenossen fanden die Gedichte des damals schon anerkannten Schriftstellers begeisterte Aufnahme. Von Annette von Droste haben wir einige Urteile schon aus früher Zeit. Während sich in einem Briefe vom 29. Januar 1839 in einer Charakteristik Schückings für ihre Schwester die befremdenden Worte finden: „Seine Gedichte zeichnen sich keineswegs aus",[109]) meldet sie am 27. Dezember 1842 ihrem „kleinen Pferde": „Ihre Gedichte machen sich sehr gut und finden großen Beifall." [110]) Zu vielfachen, teilweise sogar recht heftigen Erörterungen hat mit Recht ihr verschiedenes Urteil über die Gedichtsammlung von 1846 Anlaß gegeben. In einem Briefe an Elise Rüdiger (26. bis 30. Januar 1846) äußert sie sich nämlich über diese: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preß=freiheit! Alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier",[111]) und schon acht Tage später (7. Februar 1846) dankt sie dem Verfasser in den verbindlichsten Ausdrücken für die Übersendung der Gedichte: „Es ist ein schönes Buch, kein einziges schlechtes oder auch nur mittelmäßiges Gedicht darin, und dagegen Vieles von überraschender Schönheit." [112]) Die Haltlosigkeit des ersteren „vagen und übereilten" [113]) Urteils ist oben unter „Politisches" dargetan und auch gesagt worden, daß das zweite mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist.

Als unser Dichter auf seiner Reise nach Mondsee im Mai 1842 in Wien auch die Bekanntschaft Lenaus „in einem Kaffeehause beim Billardspiel" machte, war dieser „sehr freundlich" zu ihm

---

[106]) a. a. O., S. 23. [107]) a. a. O., S. 26.

[108]) „Nord und Süd", 27. Bd., 1883, S. 145.

[109]) Br. A., S. 187. [110]) Dr. Schg. Br., S. 150.

[111]) Hüffer, S. 287. — In den Br. A. wird dieses Schreiben auch S. 234 erwähnt.

[112]) Dr. Schg. Br., S. 355.

[113]) „Die Frau", 1909/10, Juni, S. 551.

und „lobte seine Gedichte".[114]) Auch Gottfried Kinkel sprach sich in einem ungedruckten Briefe (Poppelsdorf bei Bonn, 30. Dezember 1845) sehr anerkennend über sie aus und zollte ihnen „neidlos seine volle Bewunderung".[115]) Selbst Heines ungeteilten Beifall fand die bescheidene Sammlung, wie aus einem unveröffentlichten Briefe Schückings an seine Gattin aus dem Frühjahr 1846 aus Paris hervorgeht. Besonders gefielen diesem damals schon todkranken Deutschlandhasser die übermütigen „Landsknechtslieder" (S. 178).[116])

Viele Zeitungen und Zeitschriften widmeten seinen Gedichten durchaus anerkennende Besprechungen. So schrieb der geistreiche Satiriker M. G. Saphir in einem Aufsatze „L. Schücking und L. von Gall": „Seine Gedichte haben allgemein angesprochen, und ihre Verbreitung wurde gleich nach ihrem Erscheinen eine sehr starke." [117]) Diesem Urteile entspricht, daß in den 80er Jahren die Gedichte bei Cotta „vollständig ausverkauft" waren.[118]) „Überall fanden seine Gedichte Anerkennung", schreibt die „Didaskalia".[119]) Von feinem Verständnis zeugt das Urteil Wilhelm H. Riehls, der ihn zu dem rheinisch-westfälischen Dichterkreis rechnet: „In der Literaturgeschichte werden die Gedichte Schückings schwerlich Epoche machen, aber sie werden Epoche machen in manchem sinnigen Gemüt." [120]) In der Unterhaltungsbeilage einer (wahrscheinlich.) Hamburger Zeitung lesen wir: „Schücking ist ein wirklicher Dichter, der seine Dichtungen aus tiefer Seele geschöpft hat; er gehört zu den besten Dichtern der Zeit." [121]) In ähnlichem Sinne äußern sich eine ganze Reihe anderer Beurteiler.[122])

Mehrfach wird seine Sammlung besonders geist- und gemüt-

---

[114]) Dr. Schg. Br., S. 64. [115]) Archiv: „Autographen I."

[116]) Archiv: „L. Schücking."

[117]) „Der Humorist", 26. April 1847. (11. Jahrg.)

[118]) Mitteilung von Herrn Prof. Walter Schücking in Marburg.

[119]) „Didaskalia" 10. III. 1846, Nr. 69.

[120]) „Frankfurter Konversationsblatt", 16. II. 1846, Nr. 47.

[121]) Archiv: „Kritiken". Ausschnitt aus einer ungenannten Zeitung.

[122]) Z. B. „Augsburger Allg. Zeitung" 1846, Nr. 6/7 (Beilage), „Blätter für literarische Unterhaltung" 1846 Nr. 16, „Sonntagsblatt zur Weserzeitung" 1845, Nr. 97, „Rheinischer Beobachter" 1846, Nr. 13, „Gartenlaube" 1862, Nr. 20.

vollen Frauen zum Lesen empfohlen.[123]) Und die „Allgemeine Familienzeitung“ kann im Jahre 1873 in ihrem Aufsatze: „L. Schücking“ mit Genugtuung feststellen, daß „seine Gedichte ein Lieblingsbuch unserer Frauenwelt geworden sind“.[124])

Heute ist unser Dichter, der seiner Zeit zu den gelesensten Schriftstellern deutscher Zunge zählte, fast nur mehr als der Freund Annettens von Droste-Hülshoff bekannt. Und doch hatte er, wenn auch nicht in sehr hohem Maße, die lyrische Begabung seiner früh verstorbenen Mutter geerbt. Seine Muse ist phantasievoll und erfinderisch und hat jene „Gespensteraugen“, die Freiligrath in seinem schönen Gedichte „Die Rose“ [125]) dem befreundeten Dichter selbst nachrühmt. Der Hauptvorzug seiner Lyrik ist eine wohltuende Gefühlsinnigkeit und eine blühende, aus gereifter Naturbeobachtung hervorgegangene, bilderreiche Sprache, die sich bei einigen Gedichten zu wahrhaft dichterischer Schönheit erhebt. Eine gewisse Frömmigkeit, eine religiöse Grundstimmung geht durch alle seine Gedichte. Allerdings ist er für einen Lyriker eine etwas zu verschlossene Natur. Ihm fehlt das „leidenschaftliche Stammeln“, das sich freilich geschrieben oft seltsam genug ausnimmt. Dieses hat seinen Grund wohl in seiner westfälischen Abstammung und dem Unglück seiner Jünglingsjahre.

Wenn auch seine erzählenden Gedichte vor den kernigen Balladen eines Uhland u. a. zurückstehen müssen, so können sich doch manche seiner Liebesgedichte und auch einige der vermischten getrost mit der Liebeslyrik der genannten messen. Sie halten die Mitte zwischen den aus tiefer, zerrissener Brust hervorgequollenen Klagelauten Lenaus und den heitern, leichten Rhythmen Uhlands.

III. Anhang.

Verzeichnis der früheren Abdrucke der Gedichte von 1846.

1. Die Tanne (S. 3) „Morgenblatt“ 27. Juni 1873, Nr. 152 (ohne Überschrift).
2. Gesegnet sei (S. 5) ebenda.

---

[123]) Z. B. „Didaskalia“ 1846, Nr. 69, „Frankf. Konversationsblatt“ 1846, Nr. 47.

[124]) „Allg. Familienzeitung“ 1873, Nr. 11.

[125]) Schwering, Freiligraths Werke, I. Teil, S. 182.

3. Du bist das Licht (S. 7) ebenda.
4. Nachts im Park (S. 9) „Morgenblatt“ 10. Oktober 1843, Nr. 242.
5. Zum 19. September (S. 11) ebenda.
6. Waldsprache. An L. (S. 18) „Morgenblatt“ 15. März 1843, Nr. 63 (An —).
7. Der Burghof (S. 26) „Hansa-Album“ 1842, S. 212/14.
8. Nachts im Dome (S. 31) „Morgenblatt“ 12. April 1841, Nr. 87 („Im Dome.“ An . . .).
9. Du standest vor mir (S. 33) „Deutscher Musenalmanach“ 1841, S. 70/71.
10. An . . . (S. 34) „Deutscher Musenalmanach“ 1840, S. 314/15 („An E. K.“).
11. Die Gruft (S. 37) „Morgenblatt“ 22. Februar 1842, Nr. 45.
12. Der Büßende (S. 41) „Rheinisches Taschenbuch“ 1845, S. 201/04.
13. Jakob Balde (S. 45) „Morgenblatt“ 18. November 1842, Nr. 276.
14. Herzog Ludwig vor Augsburg (S. 48) a. a .O. 23. November 1843, Nr. 280.
15. Eine Sage von Boppard (S. 60) a. a. O. 8. September 1843, Nr. 215.
16. Der letzte Troubadour (S. 75) „Rheinisches Odeon“ 1839, S. 246/50.
17. Altspanische Romanze (S. 79) „Morgenblatt“ 8. Januar 1840, Nr. 7 und: Tabouillots „Heimatgruß“ 1840, S. 190/92.
18. Mißklänge (S. 88) „Rheinisches Jahrbuch“ 1840, S. 413/18. (4 Gedichte!)
19. Westfalen (S. 101) „Morgenblatt“ 23. Mai 1842, Nr. 122.
20. Jugenderinnerungen (S. 106) „Deutscher Musenalmanach“ 1840, S. 67/70.
21. Friedenssaal zu Münster (S. 111) „Rheinisches Jahrbuch“ 1841, S. 368/69 und: „Das malerische und romantische Westfalen“ 1841, S. 137/39.
22. An Daniel O'Connell (S. 114) „Allgemeine Zeitung“ 1. Februar 1844, Nr. 32 (Beilage).

23. Meinem Lothar (S. 116) „Rheinisches Taschenbuch" 1846, S. 230/31.
24. Der Bettler am Rhein (S. 122) „Der Dom zu Cöln und seine Vollendung" von L. Schücking, 1842, S. V/VI, „Kölnische Zeitung" 29. April 1842, Nr. 119, „Humoristische Blätter für Heimat und Fremde" 14. Juli 1842, Nr. 28 und „Kölner Domblatt" 6. August 1843, Nr. 59.
25. In der Schweiz (S. 31) „Unterhaltungsblatt" (Zugabe zum „Westfäl. Merkur") 3. Januar 1842 und „Telegraph" Februar 1842, Nr. 36.
26. Die Meersburg (S. 136) „Morgenblatt" 7. April 1842, Nr. 83 (Nur I. Teil).
27. In Mondsee (S. 145) a. a. O. 1. April 1843, Nr. 78.
28. Sturm und Drang (S. 149) Tabouillots „Heimatgruß" 1840, S. 186/87 („Wunsch").
29. Das alte Stift (S. 151) „Morgenblatt" 18. November 1842, Nr. 276.
30. Beim Hochamt (S. 154) „Deutscher Musenalmanach" 1840, S. 311/13 („Bei einem Hochamte").
31. Michel Angelos letztes Sonett (S. 175) „Morgenblatt" 28. April 1840, Nr. 102.
32. Die Prozession (S. 176) „Zeitung für die elegante Welt" 25. Mai 1839, Nr. 100 und Tabouillots „Heimatgruß" 1840, S. 182/85.

Verzeichnis der nicht in der Sammlung von 1846 enthaltenen, gedruckten Gedichte.

a) Vor 1846 verfaßt.

1. Nachruf an Walter Scott „Unterhaltungsblatt" (Zugabe zum „Westfäl. Merkur") 25. Oktober 1832, Nr. 43 (Deckname „Linoel").
2. Die Geisterfeme „Telegraph" April 1838, Nr. 64, S. 505/7.
3. Der Spielmann „Zeitung für die elegante Welt" 25. Mai 1839, Nr. 100.
4. Sankt Mauritz. An M. „Rheinisches Odeon" 1839, S. 250/52.
5. Der Weinadler „Zeitung für die elegante Welt" 10. Oktober 1839, Nr. 198 und Tabouillots „Heimatgruß" 1840, S. 181/82.

6. Gaudirenka (Fragment) „Rheinisches Jahrbuch“ 1840, S. 411/12.
7. O there are spirits (Nach Shelley) Tabouillots „Heimatgruß“ 1840, S. 184/85.
8. Bei Constanzens Gesang (Nach Shelley) a. a. O. S. 188/89.
9. In die Ferne „Rheinisches Jahrbuch“ 1841, S. 367/68.

b) Nach 1846 verfaßt.

1. Am Hause des Columbus „Italia“ von L. Schücking, 1851, S. 46.
2. Placidia, a. a. O. S. 340/43.
3. Der Moises des Michel Angelo, a. a. O. S. 416.
4. Die irdische und die himmlische Liebe des Titian, a. a. O. S. 424.
5. Michels Lohn „Die Wacht am Rhein“ von J. Schlüter, 1874, S. 61/62.

Verzeichnis der datierbaren, gedruckten Gedichte.[126])

a) Sammlung von 1846.

1. Die Tanne, vor 27. Juni 1843.
2. Gelegnet sei, vor 27. Juni 1843.
3. Du bist das Licht, vor 27. Juni 1843.
4. Nachts im Park, vor 10. Oktober 1843.
5. Zum 19. September, September 1843.[127])
6. Waldsprache, vor 15. März 1843.
7. Der Burghof, vor 1842.
8. Nachts im Dome, vor 12. April 1841.
9. Du standest vor mir, vor 1841.
10. An . . ., vor 1840.
11. Die Gruft, vor 22. Februar 1842.
12. Der Büßende, vor 1845.

[126]) Alle Gedichte der Sammlung sind zwischen Frühjahr 1837 und 1845 verfaßt (vgl. S. 13). — Wo nichts anderes vermerkt ist, hat Schücking selbst die Datierung in der Sammlung von 1846 beigefügt. — „Vor . . .“ zeigt an, daß das Gedicht zu dieser Zeit zum ersten Male gedruckt ist.

[127]) Es ist seiner Braut Luise von Gall zum 28. Geburtstage (19. September 1843) gewidmet (Luise geb. 19. Sept. 1815. A. D. B. XXXII, S. 645).

13. Jakob Balde, vor 18. November 1842.
14. Herzog Ludwig vor Augsburg, vor 23. November 1843.
15. Eine Sage von Boppard, vor 8. September 1843.
16. Der letzte Troubadour, vor 1839.
17. Altspanische Romanze I, vor 1840.
18. Mißklänge, vor 1840.
19. Westfalen, September 1841.[128])
20. Jugenderinnerungen, vor 1841.
21. Friedenssaal zu Münster, Juni 1839.[129])
22. An Daniel O'Connell, (vor 1. Februar!) 1844.
23. Meinem Lothar, nach 19. Februar 1844 und vor 1845.[130])
24. Zu Unkel, in der Nacht vom 13./14. Oktober 1840.
25. Der Bettler am Rhein, vor 6. September 1841.[131])
26. Der Rhein, 1840.
27. In der Schweiz, vor 3. Januar 1842.
28. Die Meersburg, (vor 7. April!) 1842.
29. Am Bodensee (6./20. Mai!) 1844.[132])
30. An J., zwischen Mai 1842 und 23. Mai 1843.[133])
31. In Mondsee, (vor 1. April!) 1843.
32. Sturm und Drang, vor 1840.
33. Beim Hochamt, vor 1840.
34. Das alte Stift, vor 18. November 1842.
35. Michel Angelos letztes Sonett, vor 28. April 1840.
36. Die Prozession, vor 25. Mai 1839.

---

[128]) Anfang Oktober 1841 folgte Schücking nämlich A. v. Droste nach der Meersburg (Schwering, A. v. Droste. Lebensbild. S. XLVIII), und dieses Gedicht entstand damals als Abschiedslied an seine Heimat. (L. E. I, S. 167).

[129]) Vergl. S. 23.

[130]) Geburtsdatum Lothars und Erscheinen der Gedichte.

[131]) An diesem Tage wurde „Der Dom zu Cöln und seine Vollendung" von L. Schücking abgeschlossen (vgl. S. 126 der genannten Schrift).

[132]) Am 6. Mai kam Schücking mit seiner Frau nach der Meersburg (Schwering, A. v. Droste. Lebensbild. S. LIII) und blieb 14 Tage dort (nach L. E. II, S. 11, nur 8 Tage, doch richtiger 14 Tage, vgl. Kreiten, S. 438).

[133]) Im Mai 1842 kam Schücking nach Mondsee (L. E. I, S. 196) und blieb mit einer kurzen Unterbrechung im Herbst (L. E. I, S. 209/10) dort bis zum 23. Mai 1843. (Dr. Schg. Br., S. 200.)

b) Nicht in der Sammlung von 1846.

1. Nachruf an Walter Scott, nach 21. September und vor 25. Oktober 1832.[134])
2. Die Geisterfeme, vor April 1838.
3. Der Spielmann, vor 25. Mai 1839.
4. Sankt Mauritz. An M., vor 1839.
5. Der Weinadler, vor 10. Oktober 1839.
6. Gaudirenka, vor 1840.
7. O there are spirits, vor 1840.
8. Bei Constanzens Gesang, vor 1840.
9. In die Ferne, vor 1841.
10. Am Hause des Columbus, vor 1851.[135])
11. Placidia, vor 1851.
12. Der Moises des Michel Angelo, vor 1851.
13. Die irdische und die himmlische Liebe des Titian, vor 1851.
14. Michels Lohn, 1870.

---

[134]) Todestag Walter Scotts und erster Abdruck des Gedichtes.

[135]) Dieses und die drei folgenden Gedichte hat Schücking wohl mit Bestimmtheit während seines Aufenthaltes in Italien von Herbst 1847 (L. E. II, S. 165 ff.) bis Februar 1848 (Pinthus, Die Romane L. Schückings, S. 19) verfaßt.

Zweiter Teil.

Wilhelm Junkmann als Lyriker.

I. Sein Leben.[1])

Wilhelm Junkmann erblickte am 2. Juli des Jahres 1811 in Münster in Westfalen das Licht der Welt. Er war der Sohn eines nicht unbemittelten, geachteten Schuhmachermeisters, den das Vertrauen seiner Mitbürger auch zum Stadtverordneten erwählt hatte. In seiner an historischen Erinnerungen so überaus reichen Vaterstadt wuchs der begabte Knabe heran und hat ihr auch stets seine treue Liebe bewahrt.

Seine früheste Jugend fiel in die Zeit, da die alte Hansastadt sich mit innerstem Widerstreben in die — allerdings meist recht segensreichen — Einrichtungen des preußischen Staates, dem sie zugefallen war, fügen mußte. In den Jahren 1822 bis 1829 eignete sich der strebsame Jüngling auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, deren Bildungsanstalten schon seit Ende des 18. Jahrhunderts die besten waren, die es in dem katholischen Teile Deutschlands gab, eine gründliche philologische Ausbildung an.

Nach glänzend bestandener Reifeprüfung widmete er sich dem Studium der Philologie und Geschichte auf den Hochschulen zu Münster, Bonn und dann wiederum in Münster, wo er im November 1833 das Examen pro facultate docendi bestand. In Bonn — er hielt sich hier drei Semester auf — machte der berühmte Geschichtsforscher Niebuhr auf den nachdenklichen Studenten einen tiefen Eindruck. Daneben fesselte ihn, wie die ge-

---

[1]) Im folgenden stütze ich mich hauptsächlich auf: Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten . . . III, 386; Raßmann, Nachrichten aus dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., S. 167 u. Neue Folge, S. 114; „Sonntagsblatt für kath. Christen“ 1880, S. 356/58; „Germania“ 1880, Beilage zu Nr. 93 vom 24. 4. („Aus dem Reiche“).

samte katholische Jugend der rheinischen Hochschule und der Rheinprovinz überhaupt, Görres gewaltige Erscheinung. In der ewig heitern Musenstadt am Rhein zündete auch noch die romantische Dichtung, vor allem die Brentanos. Unter den Studenten lebte eine patriotische Begeisterung, die anderswo schon im Erlöschen war; hatten sie doch den wackern Kämpen E. M. Arndt stets vor Augen. Junkmann war den burschenschaftlichen Bestrebungen, die übrigens in Bonn eine sehr gesetzliche Färbung hatten, mit dem ganzen Feuer seiner jugendlichen Seele zugetan. Als er seit Ostern 1834 die Universität Berlin besuchte, wurden seine Studien durch den unheilvollen Demagogenprozeß auf längere Zeit unterbrochen. Von April bis August 1835 mußte er unfreiwilligen Aufenthalt in der Berliner Hausvogtei nehmen, an die er jedoch bessere Erinnerungen bewahrte als Fritz Reuter. Immerhin war auch seine Laufbahn auf Jahre hinaus gehemmt. Nach seiner Entlassung lebte er zwei Jahre in Münster als Privatmann, war im Sommer 1837 Erzieher beim Freiherrn von Droste-Senden [2]) und lehrte dann von Oktober 1837 bis 1839 als Kandidat an dem Paulinischen Gymnasium seines Heimatortes; darauf war er vier Jahre Hilfslehrer am Gymnasium zu Coesfeld.

Geschichtliche Studien und dichterische Versuche füllten in dieser Zeit seine Mußestunden aus. 1836,[3]) in demselben Jahre, in dem er eine Sammlung „Elegische Gedichte" erscheinen ließ, lernte Junkmann durch den blinden Professor Schlüter auch Deutschlands — vielleicht sogar der ganzen Weltliteratur — größte Dichterin in ihrer „Klause der Freundschaft", dem malerisch gelegenen Landhause Rüschhaus bei Münster, kennen. Schon bald war er Annettens „getreuer Kumpan" [4]) und stand sehr hoch in ihrer Achtung und Liebe,[5]) zumal auch ihre verwitwete Mutter ihn „sehr gern hatte und ein großes Interesse für ihn bewies".[6])

Während seiner Kandidatenzeit in Münster faßte der bescheidene, selbstlose, feingebildete Mann von wahrhaft kindlichem Wesen eine tiefe Neigung zu Therese Schlüter, der frommen

[2]) Br. A., S. 135, Anm. 3. [3]) Hüffer, S. 178, Anm. 2.
[4]) Br. A., S. 143. [5]) Br. A., S. 117.
[6]) Br. A., S. 113.

Schwester des edlen Professors, die leider seinen Jahren um einige voraus war. Zeitweise war er ihr „erklärter Liebhaber“.[7]) Doch, da er ohne Vermögen, nicht praktisch und obendrein sehr kränklich war,[8]) so konnte vorläufig wenigstens an eine Heirat nicht gedacht werden. Das Jahr 1844 brachte der Dichter ohne Stellung in Münster zu und gab die „zweite, sehr vermehrte Auflage“ seiner Gedichte heraus.

Daneben veröffentlichte er in diesem wie auch in den folgenden Jahren gelegentlich gediegene Aufsätze aus dem Gebiete der Geschichte, die den Beifall des großen Forschers Joh. Friedrich Böhmer fanden, z. B. im katholischen Magazin, Achenbachs Kirchenlexikon u. a. Im „Mindener Sonntagsblatt“ erschien aus seiner Feder eine schwermütige Erzählung „Männerliebe“,[9]) eine Dichtung von einem ganz eigenen poetischen Reiz, die von einer weichlyrischen, oft tiefempfundenen und wehmütigen Stimmung durchweht ist und eine bis ins einzelnste gehende Naturbeobachtung verrät.

Mit einer königlichen Unterstützung für ein Jahr versehen,[10]) besuchte er bis 1847 wieder die rheinische Hochschule, wo er sich die Würde eines Doktors der Philosophie erwarb. In dem stürmischen Jahre 1848 wurde er als Abgeordneter für Recklinghausen-Dorsten in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, 1849/52 vertrat er denselben Bezirk in der zweiten preußischen Kammer in Berlin und saß 1850 im Volkshause zu Erfurt, von wo er nach Rheinhardsbrunn pilgerte, um die Stätte des Wirkens der hl. Elisabeth zu sehen.

Junkmann hielt am ganzen Deutschland fest und war ein entschiedener Gegner der rückschrittlichen Politik. Im Jahre 1852 nahm er keine Wiederwahl an. Er wollte fortan ganz akademischer Lehrer sein.

Inzwischen hatte er sich nämlich Ostern 1851 in Münster als Privatdozent für Geschichte niedergelassen und war zu gleicher Zeit Hilfsarchivar am dortigen Provinzialarchiv. Ostern 1854 wurde er Cornelius' Nachfolger als a. o. Professor am Lyzeum

---

[7]) Br. A., S. 185. [8]) Br. A., S. 185.

[9]) „Mindener Sonntagsblatt“, 1839, 6. u. 7. Stück (10. u. 17. Februar).

[10]) Dr. Schg. Br., S. 321.

Hosianum zu Braunsberg und folgte am 21. April 1855 einem ehrenvollen Rufe als o. Professor auf den katholischen Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Breslau. Drei Tage später begründete er auch sein häusliches Glück, indem er seine Jugendgeliebte, Therese Schlüter, heimführte, die bald durch ihre Wohltätigkeit in ganz Breslau bekannt war. Die glückliche Ehe blieb leider kinderlos.

Junkmann hat kein größeres Werk geschrieben. Seine Hauptaufgabe sah er darin, Lehrer und Erzieher der akademischen Jugend zu sein. Daher erfreute er sich unter den Studenten großer Beliebtheit wie wohl kaum einer seiner Amtsgenossen. In den kirchenpolitischen Wirren jener Tage blieb der tieffromme Mann ein treuer Sohn seiner Kirche und steter Wahrer des kirchlichen Friedens. In körperlicher und geistiger Frische konnte er am 24. April 1880 sein 25jähriges Professorenjubiläum feiern und zugleich das Fest seiner silbernen Hochzeit begehen. Am 23. November 1886 starb der überall beliebte und geachtete Gelehrte zu Breslau.

Treffend charakterisiert ihn seine große Freundin Annette von Droste, wenn sie in einem Briefe an Levin Schücking schreibt: „Junkmann bleibt immerhin mit seiner Treue, Reinheit, Gewissenszartheit und tiefen Religiösität ein nicht genug zu schätzender Charakter." [11])

II. Darstellung seiner Lyrik.

Als eine rein innerliche Natur, die nur schwer aus sich herausging, aber ein inneres Bedürfnis empfand, den „Widerschein der sie umgebenden Natur im eigenen Gemüt zu gestalten", offenbarte Junkmann schon früh eine dichterische Anlage. Seine Jugendgenossen glaubten in seinen lyrischen Ergüssen die Vorstimmen eines künftigen großen Dichters zu erkennen.[12]) Leider wissen wir von diesen Erstlingen seiner Muse, die während seiner Gymnasialzeit in Münster entstanden, nichts Näheres. Und auch der dichte Schleier, der die Studentenzeit in seiner Vaterstadt und Bonn verdunkelt, kann — vorläufig wenigstens — nicht gelüftet

---

[11]) Dr. Schg. Br., S. 324.

[12]) „Sonntagsblatt für katholische Christen" 1880, S. 357, I. Spalte.

werden. Mit Sicherheit dürfen wir aber wohl annehmen, daß in dieser Zeit, „so froh und ungebunden", unser Dichter den poetischen Bestrebungen nicht untreu wurde.

In den 30er Jahren war der junge Kandidat des höheren Lehramts in seiner Heimatstadt Mitglied jenes „kleinen Kreises literarisch angeregter Menschen",[13]) der sich um die schöne und liebenswürdige Tochter der auch als Dichterin bekannten Freiin Elise von Hohenhausen[14]) gebildet hatte. In diesem schöngeistigen Kränzchen, das jeden Sonntagabend in ihrem gastlichen Hause zusammenkam, „um zu deliberieren und einander zu kritisieren",[15]) gehörten u. a. die damals noch wenig bekannte Annette von Droste-Hülshoff, der junge Dichter und Kritiker Levin Schücking und die Verfasserin der „Pilgerklänge einer Heimatlosen", Luise von Bornstedt, das Urbild der Lucinde in Gutzkows Roman „Der Zauberer von Rom". Unser Dichter vertrat hier „die lyrische Poesie, eine weiche und schwermütige Poesie der Gemütsinnigkeit".[16])

Seine spätestens im Frühjahr 1836[17]) in Münster erschienene Sammlung „Elegische Gedichte" wurde nur in engen Kreisen bekannt, verschaffte ihm aber warme Freunde. Da er „ohne eine Ader von persönlichem Ehrgeiz war", kam es ihm auch nie darauf an, in der großen Öffentlichkeit bekannt zu werden.[18]) In den folgenden Jahren trat er nun in den damals so zahlreich erscheinenden poetischen Almanachen, Taschen- und Jahrbüchern mit einer ganzen Reihe neuer Gedichte hervor.[19]) Mehrfach ver-

---

[13]) L. E. I, S. 107.

[14]) Hackenberg, Fritz, Elise von Hohenhausen. Diss. Münster 1913.

[15]) Br. A., S. 186. [16]) L. E. I, S. 108.

[17]) Denn das an Annette von Droste gelegentlich ihres Aufenthaltes auf Schloß Berg bei Eppishausen im Sommer 1836 gerichtete Gedicht „Münsterland. An . . ., 1836" (1844: „An eine Münsterländerin am Bodensee", S. 140) fehlt noch in dieser Sammlung.

[18]) „Sonntagsblatt für kath. Christen" 1880, S. 357, I. Spalte.

[19]) „Coelestina" 1838: Die Wallfahrt nach Jerusalem, S. 144/5, Die Frühe, S. 251 (1844: „Frühling"); — „Coelestina" 1839: Die Mutter, S. 251/3 (1844: „Winter"), Der Kreuzweg, S. 257/58, Grillen (I—III), S. 293/4; — „Rheinisches Odeon" 1839: Winter, S. 273/5, Münsterland. An . . ., 1836, S. 276/85 (1844: „An eine Münsterländerin am Bodensee"); — „Rheinisches Jahrbuch" 1840: Der Husar,

birgt er sich hier unter dem Namen „Bernhart“. „In den Osterferien“ 1843 wurde dann „die zweite, sehr vermehrte Auflage“ seiner Gedichte von Schlüter und Junkmann zusammen „ins Klare gebracht“,[20]) die dann im Herbst 1843[21]) mit der Jahreszahl 1844 herauskam.

In diesem schmucken Bändchen von 217 Seiten finden wir zunächst die 35 Gedichte der Sammlung von 1836 mit kleinen Veränderungen wieder; dazwischen sind eingeschoben „Die Nacht“ (S. 8), „Am Wasser“ (S. 80) und „Grillen“ (S. 94). Dann folgen noch 21 weitere, neue Gedichte (S. 127—212), so daß diese Ausgabe im ganzen 24 neue Gedichte enthält. Einige erklärende „Bemerkungen“ zu den Poesien beschließen das anspruchslose Buch. Im Gegensatz zu fast allen andern älteren und neueren Dichtern hat Junkmann ohne allzu strenge Prüfung alle seine bis dahin veröffentlichten Gedichte der Aufnahme für würdig gehalten.

Auch in den folgenden Jahren blieb er der lyrischen Muse treu. In Bonn, wo er von 1845—1847 weilte, war der spätere Professor, der die Freundschaft Karl Simrocks besaß, Mitglied eines poetischen Kränzchens „Der Maikäfer“, dem der rheinische Sänger Gottfried Kinkel angehörte und Freiligrath, der damals schon den Ruhm eines neuklassischen Dichters hatte, nahe stand.[22])

Im Jahre 1846 erschienen von Junkmann noch in Tabouillots „Produkten der roten Erde“ die tiefempfundenen Gedichte „Am Tor“ (S. 567/69), „Mittag“ (S. 569/70) und „Sankt Franziskus und der Aussätzige“ (S. 571/74); zu dem von seinem Freunde Levin Schücking in demselben Jahre herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch“ steuerte er das Idyll „Der Meyer. In Westfalen“

S. 425/7, Auf der See, S. 428/30; Auf der Reise, S. 431/32, Das Kreuz auf der Heide, S. 432/33; — Tabouillots „Heimatgruß“ 1840: (ohne Überschrift), S. 257/58 (1844: „Für . . .“); — Tabouillots „Damenalmanach“ 1842: Scheiden, S. 149/50 (1844: „Weilen — Eilen“).

[20]) Kreiten, S. 462. Notiz aus Schlüters Tagebüchern.

[21]) Schücking schreibt am 2. November 1843 von Augsburg aus an A. von Droste: „Junkmann hat auch seine zweite Auflage gegeben.“ (Dr. Schg. Br., S. 217).

[22]) „Sonntagsblatt für kath. Christen“ 1880, S. 37, 1. Spalte. — Ausführlich berichtet darüber Willibald Beyschlag in der Lebensbeschreibung seines Bruders „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“, 1. Band.

(S. 250/58) bei, „das zu den farbenreichsten und zugleich empfundensten Stücken dieser Sammlung gehört".[23]) Später als Abgeordneter und Universitätsprofessor hat er wohl kaum mehr den „Pegasus gesattelt", sondern sich ausschließlich seinen zahlreichen Berufsgeschäften gewidmet.[24]) Wenigstens hat er, soweit ich sehe, in seinem späteren Leben keine Gedichte mehr veröffentlicht.

In den beiden Sammlungen Junkmanns folgen sich die Kinder seiner schwermütigen Muse in bunter Reihenfolge. Er hat es verschmäht, sie nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, wie es die meisten andern Dichter getan haben und auch heute noch fortsetzen. Allerdings bleibt es ja stets eine offene Frage, welchem Verfahren von beiden der Vorzug zu geben ist. Als Sinnspruch hätte unser Dichter auf das Titelblatt seine eigenen Verse „Frage nicht" (S. 71)[25]) setzen können:

„O frage nicht, warum ich schon so traurig bin
In Jugendblühn, von Stürmen ungebeugt.
O frage nicht, warum ich stets so traurig bin.
Die Welt ist endlich, und — unendlich ist das Herz."

Denn eine weich-lyrische, oft tiefempfundene und schwermütige, nicht selten aber auch zerrissene Stimmung durchzieht alle seine Gedichte. Diese war ihm wohl angeboren, wurde aber durch seine an bitteren Enttäuschungen so reiche Jugendzeit noch gesteigert.

Der Stoffkreis ist in beiden Sammlungen derselbe. Meist brachte Junkmann nur das in Reim und Vers, was ihm „gerade auf dem Nagel brannte". In den meisten seiner dichterischen Erzeugnisse läßt er uns einen tiefen Blick in seine reine Dichter-

---

[23]) Beilage zur „Allgem. Zeitung" 16. Dez. 1845, Nr. 350 („Zur deutschen Literatur").

[24]) Diese Annahme bestätigte mir nachträglich auch noch Herr Geistl. Rektor Schulte. — In den Jahren 1877/79 z. B. war dieser bei seinem Oheim J. in Breslau, und in diesen zwei Jahren schrieb J. „keinen Vers". Auch in seinem Nachlaß fanden sich keine Gedichte.

[25]) Da in der zweiten Auflage von 1844 sich auch sämtliche Gedichte von 1836 finden, so führe ich stets nur nach dieser an.

seele tun. — In dem rührenden „Abschiedslied“ (S. 10) ruft der Jüngling den Gespielen seiner Knabenzeit ein herzliches Lebewohl zu:

„So lebt denn wohl!
Und Tränen füllen mir das Auge.
Wer weiß, ob länger noch das Band uns fesselt,
Was die Natur um mich und euch einst schlang.
Doch Eins wird einen freundlich an den andern mahnen,
Trotz aller Zeit, trotz Länderferne,
Der frühen Jugend gleichbegoss’ne Stunden.“ (S. 15.)

Doch gar oft noch erinnert er sich später der schönen Zeit, da er „noch ein Knabe auf einsamer Heide schweigend lag, den blauen ew’gen Himmel schaute, die fernen Wolkenberge in Glanz und Form so wundersam“. Wehmütig bricht er in einer solchen Stunde wehmütigen Gedenkens in die Worte aus:

„Warum doch rief man mich aus meinen Kinderträumen;
O hüllte mich der Kindheit Nebel noch!
Wo jede Blume liebend mir sich neigte,
Wo jede Quelle traulich zu mir sprach,
Wo wir die ganze Welt mit Liebe noch umfaßten,
Im schönen Dunkel alles vor uns lag.“ (S. 12.)

In mehreren Gedichten besingt Junkmann seine altehrwürdige Vaterstadt, die ihm so sehr ans Herz gewachsen war. „Der Kirchhof von St. Mauritz“ (S. 41), „Die Tore von Münster“ (S. 81) und „Die St. Pauls-Glocke“ (S. 98) sind auf Veranlassung von Freunden entstanden. Diese drei finden sich schon in der ersten Sammlung. Unter dem gemeinsamen Titel „Münsterland“ (S. 72) hat er drei Gedichte vereinigt, die echte, wahre Heimatspoesie atmen. Zu den zwei ersten in münsterländischem Plattdeutsch verfaßten „Die Erscheinung“ (S. 72) und „Die Vorgeschichte“ (S. 74) hat Annette von Droste Ende März 1835 eine „ganz wörtliche Verhochdeutschung zur Erleichterung des Verständnisses“[26]) geschrieben für den ihr befreundeten, blinden Professor Schlüter und seine edle Schwester, die beide den Inhalt

[26]) Br. A., S. 74. — Die Übersetzung siehe Schwering, A. von Droste, II. Teil, S. 214/15.

„nicht ganz“ herausgebracht hatten. Sie konnte sich „des Gedankens nicht erwehren, daß Junkmann beide Lieder (so!) in hochdeutscher Sprache geschrieben und ihnen erst nachher die plattdeutschen Daumenschrauben angelegt hat“.[27]) „Die Vorgeschichte“ erzählt uns von einem Kinde, dem am Abend die Sternlein so traulich winken und auch in der Küche auf dem Herde liebliche „Lüchtkes“ und „Flämmkes“ erscheinen. Da nun nach dem Volksglauben brennende Kerzen oder ein besonders heller Schein einem Hausbewohner den Tod ansagen, so ist die besorgte Mutter nicht wenig beunruhigt:

„De Moder küßt swigend dat laive Kind:
‚Min Engel, Got laote mi di!‘
O Maorgenraut witte Händkes beschint,
De Moder sit swigend un grint.“ (S. 74.)

„Die Erscheinung“ (S. 72) beruht auf dem alten, in Westfalen weit verbreiteten Glauben, daß an gewissen Orten, wie Kreuzwegen, Brücken u. ä. geheimnisvolle Wesen „herumspuken“, die dann zu bestimmten Zeiten dafür besonders veranlagten Personen sichtbar werden. Einen ähnlichen Stoff behandelt „Die Mondnacht“ (S. 101), der, wie der Dichter uns verrät (S. 217), eine Sage aus dem Rietbergischen zugrunde liegt. Eine emsige Magd, die in grauer Morgenfrühe eilend auf die nahe Heide hinausgeht, „zu lesen die Reiser zum Mittag aus“, sieht ein von vier dunklen Rossen gezogenes Gespann ohne Lenker lautlos dahinstürmen und im nahen Teiche spurlos verschwinden. In dem grausig-ernsten „Heidemann“ (S. 1) erscheint einer „schönen, stillen Maid“, die im bleichen Schein des Vollmondes klopfenden Herzens über die schaurige Heide ihrer elterlichen Wohnung zueilt, der hohe Heidemann mit seinen düstern Flammenaugen; er schließt sie in seine langen Arme, küßt leise ihren Rosenmund, verschwindet:

„Und als man am frühen Morgen
Zu des Mädchens Lager tritt,
Finden sie in engelgleicher Schöne
Ohne Leben ihren Leib.“ (S. 3.)

---

[27]) Br. A., S. 74.

„Freundlich-herzlichen Gruß“ sendet Junkmann seiner treuen Freundin Annette von Droste in dem tiefempfundenen Gedichte „An eine Münsterländerin am Bodensee“.[28]) Dieses poetische Sendschreiben, das zuerst die treffendere Überschrift „Münsterland“ trug, stammt schon aus dem Sommer 1836, als die Droste zu Besuch in Eppishausen im Thurgau weilte.[29]) Feinsinnig äußert Arens die anheimelnde Vermutung: „Indem Junkmann ihr die stille, liebliche, friedliche Heimat schildert: die unendliche Heide, dem Meere gleich — die Lerche, die sich jubelnd aufschwingt — das einsame Haus —, weckt er da nicht in ihr die ersten Gedanken zu den berühmten „Heidebildern“?“.[30]) Nur unnütze Sorge macht sich der Dichter, wenn er an Annette die bange Frage richtet:

„Denkst du der lieblichen Heimat, der waldesdunkelen, gerne?
Hat nicht der Süden in dir jegliches Heimweh getilgt?“ (S. 140.)

Wie sollte sie, die größte Tochter der roten Erde, der Heimat vergessen, die sie „mit allen ihren Trieben“ liebte!

Dem großen Schmerz, einen treuen Freund unerwartet durch den unerbittlichen Tod verloren zu haben, leiht Junkmann, der „stets bereit war, für seine Freunde durchs Feuer zu gehen“,[31]) beredten Ausdruck in der „Erinnerung“ (S. 38):

„Nicht durft' ich lindern dir die letzten Schmerzen,
Ich liebte dich, und mußte ferne sein.
Nicht durft' ich dir die langen Stunden kürzen,
Ich liebte dich, es war mir nicht vergönnt.“ (S. 39.)

— Ungekünstelte Frömmigkeit und tiefe Gottesfurcht sprechen aus einer ganzen Reihe seiner Gedichte, besonders aus der Zeit nach 1836. Ich nenne nur „Saul“ (S. 129), „Die Wallfahrt nach Jerusalem“ (S. 136), „Für . . .“ (S. 184), „Der Kreuzweg“ (S. 186), „Das Kreuz auf der Heide“ (S. 195), „Auf eine Bild-

---

[28]) In „Münsterische Heimatblätter“, 1. Bd. 1913/14, S. 208, 1. Spalte schreibt Eduard Arens fälschlich: „Gruß an eine Münsterländerin am Bodensee.“ — Auch finden sich in der dort angeführten ersten Strophe des Gedichtes mehrere Fehler.

[29]) Im „Rheinischen Odeon“ 1839, S. 276/85 findet sich nämlich das Gedicht schon unter dem Titel: „Münsterland“ (An . . ., 1836).

[30]) „Münsterische Heimatblätter“, 1. Bd., 1913/14, S 208, 2. Spalte.

[31]) Br. A., S. 152.

säule des heiligen Ludgerus" (S. 203), „Nach St. Franziskus" (S. 206). Er war eben eine durchaus reine, fromme Natur ohne List und Falschheit.

Auch seine früh erwachte, große Vorliebe für die Geschichte hat unverkennbare Spuren in seiner Lyrik hinterlassen. Als unmittelbaren Niederschlag seiner eingehenden geschichtlichen Studien haben wir wohl das in reichen, weihevollen Akkorden dahinrauschende Gedicht „König Enzius" (S. 109) mit seiner wundervollen Stimmungsmalerei anzusehen. Gemeint ist der schöne, reich begabte und unglückliche Sohn Kaiser Friedrichs II. „Bernhardo" (S. 150) wurde schon im Frühjahr 1835 von Annette von Droste auf ihrer Reise nach Eppishausen in Heeßen gelesen.[32]) Sie mußte damals „doppelt dafür danken, je mehr ihr die tiefgütige Absicht einleuchtete, mit der die Dichtung für sie bestimmt war".[33]) Doch war dies wohl noch nicht das uns heute vorliegende Gedicht. Damals schickte Annette ohne weiteres Urteil „die Papiere" an Schlüter zurück. Im März 1837 war „Bernhardo" dann zum zweiten Male in ihren Händen, und jetzt bittet sie, die Handschrift auf die bevorstehende Reise nach Bökendorf mitnehmen zu dürfen, um es einigen guten Bekannten zu zeigen.[34]) Diesem Gedichte legte Annette „einen bedeutend höhern poetischen Wert" bei als den schon 1836 gedruckten. Sie meinte: „Es muß an ein eisernes Herz gehen, d. h. so in den vier Wänden gelesen; denn öffentlich darf ein guter Aristokrat sich nicht dazu bekennen".[35]) Diese Staatsgefährlichkeit des „Bernhardo" können wir, wie schon Kreiten richtig bemerkt,[36]) heute nur mehr schwer begreifen, ja etwas Demokratisches läßt sich aus der doch sicher sehr dunklen Einkleidung nur mit größter Mühe herauslesen.

---

[32]) Br. A., S. 81. [33]) Br. A., S. 81.

[34]) Kreiten meint (S. 280) irrtümlich, Annette habe den „Bernhardo" auf ihre große Reise nach Eppishausen im Sommer 1835 bis Anfang 1837 mitgenommen; er übersieht, daß sie „die Papiere" 1835 an Schlüter zurückgeschickt (Br. A., S. 81) und sie 1837 nur auf „vier Wochen" mitnehmen will. (Br. A., S. 114.) Auch konnte Annette im Sommer 1835 noch nicht für die erst 1836 erschienenen und ihr „am zweiten Frühlingstag 1837" überbrachten Gedichte Junkmanns danken. Kreiten führt die beiden so weit auseinander liegenden Briefe durcheinander an, offenbar weil er sie falsch datiert.

[35]) Br. A., S. 114. [36]) Kreiten, S. 280.

Von echter, warmer Vaterlandsliebe und frischem, fröhlichem Kampfesmut durchloht ist die treffliche Ballade „Der Husar" (S. 192). Als es gilt, für das teure Vaterland den letzten, verzweifelten Kampf zu wagen, da wetteifert die junge Mannschaft mit den graubärtigen Alten. Jeder will gern und freudig unter die Freiwilligen treten, die den grausigen Todesritt für des „Landes letztes Glück" wagen sollen. Wir hören den wackern Trompeter zum letzten Sturme blasen, „die Kugeln ihre Todesbahn schwirren", und begeistert stimmen wir zum Schluß mit ein in das jauchzende „Viktoria!" der todesmutigen Helden! Der Feind ist geschlagen, das Vaterland gerettet, doch „gar mancher liegt gebettet in das kühle Gras". —

Töne zarter, reiner oder auch leidenschaftlich-sinnlicher Liebe suchen wir bei unserm Dichter vergebens. Und doch war er seit 1837 „verliebt und zwar ganz ehrbar und solide in Threschen Schlüter, die er schon immer so sehr geachtet hatte, und von der er alles mögliche Nette, Häusliche und Ehrbare dachte".[37]) Seine Freundin Annette von Droste hatte schon gefürchtet, „er würde sich in so ein rechtes, echtes Münster-Mamsellchen verlieben, so eine „Ach; lassen Sie Einen gehen!" Sie war daher entzückt über „seinen frommen, soliden Geschmack" und freute sich, daß er auf „eine so nette und passende Weise wieder vom Himmlischen zum Irdischen kehrte".[38]) Doch von dieser edlen Neigung ist in den Gedichten aus dieser Zeit nichts zu spüren, wenn wir nicht die schwermütig-flehentlichen Abbitten der „Grillen" (S. 94), von denen drei Teile schon unter dem Decknamen „Bernhart" 1839 in der „Coelestina" erschienen, mit diesem Verhältnis, das so recht durch das Dichterwort „himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt" charakterisiert wird, in Verbindung bringen wollen:

„Du hast wohl manche Nacht um mich geweint,
Ich weiß es nicht.
Nie hat mein Aug' um dich geweint,
Ich durft' es nicht.
In Tränen wird bewußt die tiefste Liebeslust:
Durft' pflegen ich denn je zu dir der Liebe Lust?"

---

[37]) Br. A., S. 132.
[38]) Br. A., S. 132.

Der „Trennung“ (S. 107) mit ihrem tragischen Schlußsatz: „Weh! wie balde müssen junge Herzen brechen!“ liegt wohl kaum ein eigenes Erlebnis des Dichters zugrunde.

Das Lob des Vaters Rhein, an dem er ja so oft und gern wandelte, hat Junkmann auch gesungen in dem wohl während seines ersten Aufenthaltes in Bonn 1830/31 entstandenen Gedichte „Am Rhein“ (S. 21). An einem schönen Sommerabend steht er „wieder an des Stromes Strand“ und betrachtet die „zitternd dahinziehenden dunklen Fluten, den klaren Himmel und der Berge Gold“. Doch auch seine Phantasie ist rege:

„O sieh, am Felsenfuß sitzt ja die junge Fee,
Die goldnen Locken auf die Schultern wall'n.
Sie sinnt und lauscht, sie schaut empor,
Klar, mild und tief, mutwillig wie die Wasserflut.“

Vielfache Anregung bot unserm Dichter auch die schöne Gottesnatur, die schon die Alten „artis magistra“ nannten und in der er oft und gern weilte. Doch davon soll im folgenden Abschnitt noch näher die Rede sein.

Die heimische Landschaft hat Junkmann die tiefsten Eindrücke vermittelt. Die westfälische Heide behauptet in seinen Gedichten entschieden den ersten Platz. Mit ein paar kräftigen, sicheren Pinselstrichen weiß er in meisterhafter Weise den ernsten und schwermütigen Reiz dieser Welt mit ihrer farblosen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sanddünen und den kleinen, inselartigen Buchen- und Eichenhainen zu schildern. Bezeichnend für seine ganze Kunst ist es, daß er seine Gedichtsammlung mit dem „Heidemann“ eröffnet. Wir werden hier sofort mitten in die Landschaft versetzt, die unser Dichter so sehr ins Herz geschlossen hatte. „Eingehüllt in eines Mantels lange Falten, eine dunkle Feder auf dem Hut, mit düstern, schwermutsvollen Augen“, so erscheint dem geängstigten Mädchen, das im bleichen Schein des Mondes mit schnellen Schritten über den „öden Plan“ der elterlichen Behausung zueilt, der hohe Mann, dessen Umarmung und Kuß sichern Tod bedeuten.

Auch die winterliche Heide hat für Junkmann wieder ihre eigenen Reize. Wenn Bach und See von hellem Eise glänzten, dann eilte er gar oft „mit des Windes Flügeln durch die helle Fläche zu den Inseln“.

Doch auch zu dem fernen Meere fühlte er sich hingezogen:

„Wo Wog' an Woge sich am Klippenufer brechen,
Wo unermeßlich schweift das Auge,
Wo Himmel sich und Fluten gatten,
Und stolz Gefühl des Mannes Brust erhebt,
Wenn schauerlich der Kiel durchbraust die dunkle Flut.“ (S. 5.)

Öfters zieht er den „weiten, blauen Ozean“ zu treffenden Vergleichen heran. Der rauhe Norden,

„Wo ew'ges Eis die Morgensonne glühend rötet,
Wo nur des Eises Blinken sieht das trunkne Auge,
Wo Erd' und Himmel ineinander glühen,
Dort, wo der Mensch zur Erde kniet,
Sein Nichts erkennt und seine Größe.“ (S. 5),

ist ihm ebenso vertraut, wie die öde, glühend heiße Wüste mit ihren unerträglichen Staubwolken. In den heimatlichen Wäldern kennt er sich ebenso gut aus, wie auf den einsamen Alpenhöhen und den schneeigen Hochgebirgen, wo „der Lawine ferner Sturz ertoset“. Oft treffen wir ihn träumend an einem klaren Bache, „der durch die Blumenwiese rinnt und mit süßem Murmeln seine Seele umfängt“.

Er sieht die „schönen Uferblumen mit den Wellen beben, und die grünen Weiden schenken freundlich ihren Schatten“. Doch meist finden wir in seiner Lyrik sowohl früherer als auch späterer Zeit nur „Blumen und Bäume“ schlechthin. Eine nähere Unterscheidung nimmt er nur höchst selten vor. Die „stolze“ Rose ist seine Lieblingsblume, daneben erscheint vereinzelt auch „des Veilchens stilles Blau“, der fleckige Ginster und die kleine Heideblume blühen, der Lilie „heller Spiegel öffnet sich“, der Efeu „lehnt sich an des Tores Säulen“, und die Rebe „grünt lieblich an der Mauerwand“.

Unter den Bäumen nimmt „der Eiche tausendjähriger Stamm“ eine hervorragende Stellung ein. Doch auch die „hohen Linden neigen ihre dunklen Äste, von den hohen, dunklen Ka-

stanien löst sich ein Blatt nach dem andern", und der Apfelbaum „prangt still in goldner Frucht". Romantisch bewegen die Pappeln im Winde „ihr silbergraues Haar". Der Kirschbaum „mit seinen schneeigen Blüten", die weitästige Buche, die grünende Palme, der Ölbaum „mit seinen goldenen Blättern" sind seiner Lyrik ebenso wenig fremd wie die hochragende Tanne und die dunkle Fichte. Und über die Grabesblumen nickt leise die Cypresse.

Auch in der Tierwelt ist meist nur von „Vögeln, Fischen" usw. im allgemeinen die Rede. Selten führt der Dichter uns Einzelwesen in den ihnen charakteristischen Situationen vor. Am ehesten noch wohl läßt er von den befiederten Sängern die Lerche emporjubeln oder die Nachtigall sehnsuchtsvoll klagen, „wie Lenz und Lieb' zerronnen". Erstere nennt er sechsmal, letztere gar nur viermal. Der Adler schwebt hoch in des Himmels Blau, der Kibitz schreit, die Schwalbe fliegt, der laute Ruf des Kranichs ertönt im blätterlosen Walde, die Taube girrt, und der Hahn kräht den Morgen wach.

Auch „der kleinen Käfer Reich" fehlt nicht. Er hört die Grille zirpen, sieht die kleinen Sommermücken in der Luft tanzen, die Spinne webt ihr Haus in Hütte und Palast, und blaue und weiße Schmetterlinge „schwimmen in den Lüften klar und heiß". Auch anderes Getier ist vertreten: Rosse, Kühe, Ziegen, Hunde, Katzen, Rehe und Eichhörnchen.

Gern zieht Junkmann auch das Luftmeer in seine Naturschilderungen hinein. Entsprechend seiner traurig-träumerischen Veranlagung ist es meist Nacht oder doch wenigstens Abend in seiner Lyrik. Ein Gedicht trägt geradezu den Titel „Die Nacht" (S. 8), und zwei andere sind „Der Abend" (S. 25) und „Abendbilder" (S. 35) überschrieben. Die Sonne senkt sich in die Fluten, das Abendrot säumt die Wolken, und der Sterne milder Strahl leuchtet dem späten Wanderer auf seinem einsamen Pfade. Der Himmel, „der Bräutigam der Erde", ist meist „durch der Wolken Schleier" verhüllt. Durch seine „zerrissene Bläue blickt der Mond so bleich und bang". In des Nachtsturms Brausen jagen die grauen Wolken durch die finstere Luft. Aber die Sonne taucht auch „aus Gewitternacht am tiefen Himmel klar und freudig auf". Die Morgen- und Mittagsonne entbehrt seine Lyrik nicht ganz, und einen Sommertag weiß er einmal sogar ganz prächtig

zu schildern. Der Wind erscheint von dem leisesten Säuseln in allen Stärkegraden bis zum heftigsten Herbststurm.

Auch der Wechsel der Jahreszeiten spiegelt sich in seiner Dichtung. Der „stille Herbst" herrscht vor, doch hat seine reifere Muse dem „Frühling" (S. 138), „Sommer" (S. 210), „Herbst" (S. 182), „Spätherbst" (S. 202) und „Winter" (S. 189) je ein besonderes Gedicht gewidmet. Das Winterlied trug allerdings erst die Überschrift „Die Mutter".[39]) — Unter den Sinneseindrücken ist das Gehör bei Junkmann am meisten vorherrschend. Oft vernimmt er das Rauschen des Waldes, die Quelle spricht zu ihm, er kennt des Baches leises Murmeln und weiß den Gesang der Wasser zu deuten. Vielfach finden wir nur die üblichen Gehörs- und besonders Gesichtseindrücke. Statt der Haare sieht er fast stets „Locken wallen" (vgl. S. 1, 36, 80). —

Für die Bewegung in der Natur hat er einen feinfühligen Sinn; er beobachtet, wie „der Ähren dichter Wald im Winde ahnend schauert" und ein „stilles Säuseln durch die hohen breiten Äste geht".

Bezeichnend für sein überaus zartes Naturempfinden wie auch seine lautere Seele sind die beiden sinnigen Gedichte: „An eine Blume von einer Pflugschar zerschnitten" (S. 66) und „An einen gelähmten Kranich" (S. 64), auf das Ewald Christian von Kleists 1757 verfaßte Fabel „Der gelähmte Kranich" wohl kaum Einfluß ausgeübt hat.[40]) Meist stimmt die Natur mit seinen Gefühlen überein. Träumerisch sieht der Dichter dem Sinken der Sonne zu, „Gebirgesöde, Waldesnacht" sind eine namenlose Wonne für sein düsteres, zerrissenes Gemüt. Und während es in seinem Innern gärt und kocht, steht er in düsterer Sturmesnacht einsam auf schroffem Felsen, zu seinen Füßen eine von wilden Fluten durchtoste Talschlucht.

Eine ganz außergewöhnlich große Rolle spielt bei ihm die Naturbeseelung. Vielfach bewegt sie sich in den hergebrachten Bildern, oft ist sie jedoch auch neuartig und sehr treffend. Der

---

[39]) „Coelestina", 1839, S. 251/53.

[40]) Am 6. 9. 1757 sandte Kleist das Gedicht an Gleim; 1758 erschien es zuerst in den „Neuen Gedichten". Kürschners Deutsche Nationalliteratur, 45. Bd., II. Teil, S. 149/50.

Abendschein durchwandert die Heimat, der Mond blickt bleich und bang auf die Erde, die Sterne winken dem Kinde lieblich zu, die Sonne taucht aus dem Ozean hervor, streitet mit dem Schatten, schaut über das Meer, ihre Strahlen grüßen die Türme, locken die Knospen aus dem Schlafe, schleichen sich in das Haus, ihr Licht flieht vor den Menschen. Die ganze Erde ist für ihn belebt: die Quelle murmelt, der Bach spricht, die Wellen flüstern und fliehen vor den Menschen, die Blume freut sich, spielt und beneidet den Menschen um sein Liebesglück, die Erde lechzt nach dem erquickenden Tau, die ganze Schöpfung klagt. Der Windhauch spielt in den Blättern, und die Buche schaut durchs Fenster dem Mägdlein bei der Arbeit zu.

Wenn wir im folgenden den literarischen Einwirkungen in der Lyrik Junkmanns näher treten wollen, so sei hier sofort gesagt, daß wir in ihm einen äußerst selbständigen Dichter zu suchen haben. Geschichte und Natur gibt er selbst als die Hauptquellen seiner Poesie an.

Mit Unrecht nennt ihn Schücking „eine Seele voll Romantik";[41]) denn ihre Hauptzüge fehlen ihm: die zügellose Entfesselung des schöpferischen Geistes, das Besingen der Kirchen und Dome, die romantische Ironie, der Reichtum der metrischen Formen, die Mondscheinpoesie und vor allem auch die schwärmerisch-deutschtümelnde Bevorzugung des ritterlich-katholischen Mittelalters; war er doch nach seinem eigenen Geständnis „gar nicht mittelalterlich, sondern durch und durch antik".[42]) Will man den Begriff Romantiker nicht ganz verwischen, was ja allerdings vielfach nur zu sehr geschieht, so darf man unsern Dichter nicht zu ihnen zählen, obschon er einige Züge mit ihnen gemeinsam hat.

Er gehörte überhaupt keiner „Dichterschule" an, sondern stand einsam unter den deutschen Lyrikern. Am meisten ist er noch wohl mit Klopstock verwandt. Wie jener verschmähte auch er den Reim als ein bloßes Wortgeklingel. Beide besingen hauptsächlich Freundschaft und Liebe, Natur und Heimat; doch kann

---

[41]) L. E. I, 108.

[42]) Ungedruckter Brief Junkmanns an Schücking im Archiv: „Autographen I".

man hierin auch einen Einfluß der Hainbunddichter sehen. Echte Klopstockstimmung weht uns aus den Schlußversen der „Gelübde" entgegen:

„Nun darf ich an Eine nicht fesseln die Liebe mehr,
Ihn, den Einzigen, lieben ich soll:
Er liebet die Menschheit, die ganze Welt,
Mein Herz für Alle leben, Alle sie lieben soll.
Wo in klaren Augen schimmert der Freude Strahl,
Darf ich wahren den reinen, den heiligen Glanz;
Wo in Tränen die Seele vergehen will,
Da darf ich Freund, da darf ich Bruder sein." (S. 34.)

Ganz im Sinne des Messiassängers schildert Junkmann in den schwärmerischen „Abendbildern" (S. 35) die Natur:

„Über die weiten Wasser schweifen die Blicke
Nach der Heimat, der fernen, der lieblichen, hin.
Aus des Meeres blauer, unendlicher Wüste
Zur walddunkeln Hütte das Herz sich sehnt.
Es gleitet das Dunkel leis' hinab auf die Fluten,
Und schweigend und still wächst die gewaltige See." (S. 35.)

Auf denselben Dichter dürften auch wohl seine langen Wortbildungen zurückgehen. Wortprägungen wie blumendurchbrochen, mildehauchend, tränenschwer, sehnsuchtsfroh, ahnungsleise, altergraut, schneedurchstürmt oder Sehnsuchtsschwingen, Windesgesause, Sonnengipfel, Heideweiten, Sehnsuchtsdrang, Lenzessonnenschein sind ihm ganz geläufig.

Neben Klopstock haben andere Dichter nur noch in Einzelheiten Einfluß auf ihn zu gewinnen vermocht. Mehrfach stoßen uns beim Lesen der Gedichte Anklänge aus Schillers Werken auf. So, wenn er in dem schwärmerischen „Abschied" (S. 10) meint, bei seiner Rückkehr sei er:

„Ein Fremdling in dem eigenen Vaterland" (S. 13, Z. 18);

denn Max Piccolomini sagt in seinem Lobe des Friedens von dem heimkehrenden Soldaten:

„Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum." [43])

[43]) Wallenstein, „Piccolomini" I, 4.

Mehrere Stellen in dem „Gesicht“ (S. 23) erinnern an den „Taucher“, z. B.:

„Bis in die Tiefen schäumt und braust die See“
(S. 23, Z. 21),

oder

„Und zischend hoch auf sprang die weiße Flut“
(S. 24, Z. 5).

Junkmanns Gedicht „Die Eiche“ (S. 16) beginnt:

„Sei mir gegrüßt, du Waldbach, der mit Schäumen“

und der „Spaziergang“ hebt an:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel.“

Die Schillersche Ansicht: „Der Mensch ist frei, und wär er in Ketten geboren,“ wird nur leise verändert wiedergegeben im „König Enzius“ (S. 109):

„Wer wär' im Kerker nicht in ew'ger Freiheit,
So fern der Welt in sel'ger Schönheit nicht?“
(S. 113, Z. 13/14.)

Die Verse:

„Da tönten die bekannten Melodien wieder,
Die einst auch ich mit stiller Andacht sang;
Der Jugend schöne Bilder strahlten wieder,
So manch Gefühl aus jener Zeit erfaßte mich“
(S. 14, Vers 2—5)

könnten vielleicht in uns die Erinnerung an den Osterspaziergang in Goethes „Faust“ [44]) wachrufen.

Dem nach einer münsterländischen Sage gedichteten „Heidemann“ (S. 1) liegt dieselbe Anschauung zugrunde, wie Goethes „Erlkönig“ oder Herders „Erlkönigs Tochter“.[45]) Vielleicht ist dem Dichter auch Dürers Gemälde „Der Kuß des Todes“ nicht unbekannt gewesen. — Eine Anspielung auf die von Heine am trefflichsten dargestellte Loreleisage ist zu suchen in den Schlußversen des Gedichtes „Am Rhein“ (S. 21):

---

[44]) „Faust“ I. Teil „Nacht“.
[45]) „Stimmen der Völker in Liedern“ IV. Buch.

„O sieh, am Felsenfuß sitzt ja die junge Fee,
Die goldnen Locken auf die Schultern wall'n.
Sie sinnt und lauscht, sie schaut empor,
Klar, mild und tief, mutwillig wie die Wasserflut."

Die vierzeilige Strophe mit gekreuztem Reim findet sich in der ersten Sammlung von 1836 überhaupt nicht; 1844 dagegen weisen von 24 neuen Gedichten 8 diese sog. Heinestrophe auf. Dies ist wohl auf das „Buch der Lieder" zurückzuführen, das im Oktober 1837 erschien.

An Schwabs „Gewitter":

„Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht"

gemahnen die Zeilen:

„Sie hören nicht, sie reden nicht,
Das Abendrot geht schweigend aus dem Tal."
(S. 21, Z. 12/13.)

Uhlands „Schloß am Meer"[46]) hat unserem Dichter wohl vorgeschwebt bei seinem „Turm" (S. 28), und wie dieser in „Schäfers Sonntagslied"[47]) singt auch er:

„O heilige Ruhe, o stiller Sinn!
Es ist der Tag des Herrn." (S. 33, Z. 10, 11.)

Auf das fleißige Lesen von Homers „Ilias" gehen zurück:

„Draußen im Tale hin toset der Huf der eilenden Rosse"
(S. 144, Z. 9)

oder:

„Der Tag mit goldnen Fingern durch die Wolken bricht"
(S. 161, IV, Z. 2).

Einem Gedanken Schopenhauers gibt Junkmann dichterischen Ausdruck, wenn er klagt:

„Ach, Ahnung war's, daß alles muß vergehn,
Daß Schmerz des Lebens letztes Glück" (S. 19, Z. 13/14).

---

[46]) Schmidt, Erich und Hartmann, Jul., Gedichte von Ludwig Uhland. I. Bd., S. 156.

[47]) a. a. O., S. 161.

In der Metrik ist in den beiden Gedichtsammlungen Junkmanns von 1836 und 1844 ein großer Unterschied zu verzeichnen. Bis 1836 kümmert er sich, wie die meisten Dichter seiner Zeit, recht wenig um ihre klaren und berechtigten Vorschriften. Dieses ist aber wohl mehr aus seiner großen Gleichgültigkeit ihren Regeln gegenüber zu erklären, als etwa seinem Unvermögen zuzuschreiben. Es kommt ihm meist nur auf die gefühlvolle Darstellung der so zahlreich auf ihn einstürmenden Gedanken an, die Form vernachlässigt er darüber.

Willkürlich springt er mit dem Rhythmus um. Drei-, vier-, fünf-, sechs- und siebentaktige Verse finden sich im bunten Wechsel in demselben Gedichte. Von den 35 der Sammlung von 1836 haben nur drei einen streng durchgeführten Rhythmus: „Der Turm" (S. 28) in Dreitaktern und zwei Sonette (S. 59 und 60). Erst gegen Ende des Jahres 1838 „fing er an, dem Rhythmus sein gehöriges Recht angedeihen zu lassen",[18]) wenn wir wenigstens einer Stelle in einem Briefe seiner hochbegabten Freundin Annette von Droste-Hülshoff, die damals viel mit dem oft verzagten Dichter persönlich und schriftlich verkehrte, an Professor Schlüter Glauben schenken dürfen. So bewegen sich denn von den 24 neuen Gedichten der Sammlung von 1844 fünfzehn in geregeltem Versmaß, also $^5/_8$. Gewiß ein großer Fortschritt! Acht von diesen sind Viertakter, zwei Fünftakter, und zwei weitere sind in Distichen abgefaßt.

Ähnlich verhält es sich mit der Einteilung seiner Gedichte in Strophen. Im Jahre 1836 haben von 35 nur 4 geregelten Strophenbau. Von diesen sind zwei in Vierzeilern abgefaßt, und zwei sind Sonette. Alle anderen sind entweder gar nicht abgeteilt, oder es beginnt jedesmal eine neue Strophe, wenn ein neuer Gedanke anhebt. 1844 dagegen weisen von 24 neuen Gedichten nur 9 einen solch regellosen Bau auf. Von den übrigen 15 haben zwei Drittel vierreihige Strophen.

Auch die Reimfreudigkeit Junkmanns hat in seiner zweiten Sammlung sehr zugenommen. 1836 reimt nur ein Siebtel, 1844 aber zwei Drittel der Gedichte. Bezeichnend für seine Auffassung vom Reim ist eine Stelle in den „Toren von Münster" (S. 81):

---

[18]) Br. A., S. 175.

„Doch sprech' ich jetzt in Reimen, wie es scheint:
Da wär's Gemüt ja Diener, wie man meint.“ (S. 83.)

Besonders gern verwendet unser Dichter den männlichen Gleichklang, der sonst im Neuhochdeutschen zugunsten des weiblichen zurückgetreten ist im Gegensatz zu der mittelhochdeutschen Zeit, als der stumpfe vorherrschend war. Neun Gedichte haben nur männlichen, aber nur zwei ausschließlich weiblichen Reim. In sechs haben die erste und dritte Zeile jeder Strophe klingenden und die zweite und vierte stumpfen Versausgang.

Vielfach sind, besonders in den früheren Gedichten, seine Reime recht unbeholfen, reizlos und abgeschmackt, er gehörte wahrlich nicht zu jenen beglückten Jüngern Terpsichores, denen die Gleichklänge nur so zufliegen. Nicht sehr selten verwendet er sogar dasselbe Reimwort in beiden Versen: Erde — Erde, gehn — gehn, fest — fest, Wolken — Wolken, vereint — vereint, bewegt — bewegt, zogen — zogen. Nur vereinzelt treffen wir auf einen wirklich schönen Gleichklang. — „Unreine“ Reime, die sich ja wohl mehr oder weniger bei allen Dichtern ohne Ausnahme — nicht selten allerdings durch ihre Mundart bedingt — finden, hat Junkmann sich nur recht selten gestattet, was bei seiner sonstigen Sorglosigkeit in den Reimwörtern Wunder nehmen muß.

Eine ganz erstaunliche Vorliebe hat er für den Stabreim. Bei einer noch nicht einmal sehr eingehenden Durchsicht seiner Lyrik konnte ich 83mal die Anwendung dieses für die deutsche Sprache so sehr angemessenen Kunstmittels feststellen. W, l und s bevorzugt er am meisten: ihre Locken wallen in der Winde Wehn, Wald und Wolke, Wolken gehen Windesweg; der Sterne Strahl, wo stille Straßen schaurig schauen, schaute sinnend dem Sinken der Sonne zu; Lust und Leid, so laut und lange, der Liebe sehnsüchtiges Lied. Daneben findet sich auch Alliteration auf b, f, h, k, m, z und t. Hier und da begegnet uns auch Stimmreim.

III. Der Lyriker im eigenen Urteile, in dem seiner Zeitgenossen und der Gegenwart.

Junkmann selbst dachte, seinem ganzen Wesen entsprechend, ziemlich bescheiden von seinen dichterischen Erzeugnissen. Trefflich charakterisiert er sich selbst in einem ungedruckten, „Coesfeld,

8. Januar 1842" datierten Briefe an den ihm eng befreundeten Levin Schücking.[49]) „Ich fühle mich einsam," so schreibt er, „einer Heideblume vergleichbar unter den deutschen Poeten. — Ich bin gar nicht mittelalterlich, sondern durch und durch antik. Nie würde es mir gelingen, so [wie Du] mich in das Einzelleben und -wesen zu finden. Schließe ich meine Augen, so sehe ich unwillkürlich die tiefblaue See der Hellenen mit dem reinen glühenden Sonnenlicht." In späteren Jahren sprach der Breslauer Universitätsprofessor fast nie von seiner Jugendlyrik und schenkte auch den dichterischen Versuchen seiner Neffen kein besonderes Interesse.[50])

Seine Gedichte wurden nur in engern Kreisen bekannt, verschafften ihm aber warme Freunde.[51]) Zu diesen gehörte an erster Stelle die große Annette von Droste, die seine dichterische Begabung sehr hoch bewertet und seine zwei plattdeutschen Gedichte „Die Erscheinung" (S. 72) und „Die Vorgeschichte" (S. 74) ins Hochdeutsche übertragen hat.[52]) Mehrfach schreibt sie ihm in ihren früheren sowohl wie auch späteren Briefen „ein sehr großes, wenngleich nicht vielseitiges, aber in seiner Art vielleicht unübertroffenes Talent" zu.[53]) Nach ihrer Ansicht gibt seiner Poesie ihren eigentlichen Wert „seine weiche und milde Phantasie, seine naiven Bilder, seine Empfänglichkeit für Naturschönheit und ein Hauch nachdenklicher Schwermut, der sich höchst reizend über das Ganze legt".[54]) Sie glaubt sogar, „er werde am Ende einen europäischen Ruf erlangen, obgleich nicht durch das, was er bis jetzt [der Brief ist vom 13./14. Dezember 1838] geschrieben";[55]) denn er hat „eine eindringliche Sprache und sehr erwünschte Richtung, die er mit optima fide und allem Eifer verfolgt".[56]) Doch noch am 7. Februar 1846 muß sie ihrem Freunde Schücking gestehen: „In

---

[49]) Archiv: „Autographen I".

[50]) Mitteilung von Herrn Geistl. Rektor Schulte.

[51]) „Sonntagsblatt für kath. Christen" 1880, S. 357, 1. Spalte.

[52]) Vergl. S. 59 f.

[53]) Br. A., S. 175 (13./14. XII. 1838); ähnlich spricht sie sich aus: S. 62 (5. XII. 1834), S. 390 (26. VII. 1841) und Dr. Schg. Br., S. 356 (7. II. 1846).

[54]) Br. A., S. 73. [55]) Br. A., S. 73.

[56]) Br. A., S. 90.

seinem Vaterlande ist Junkmann immer noch kein Prophet. — Jedenfalls ist seine völlige Anerkennung erst von der Zukunft zu erwarten; er wird sie nicht mehr erleben." [57]) Diese hohe Achtung vor seiner Begabung indessen machte die Droste nicht blind gegen „seine schwache Seite, die Bilder und Farben nebeneinander zu schichten, statt sie gleichsam wie von selbst, sich auseinander entwickeln zu lassen".[58])

Schücking, sein langjähriger Freund, nennt Junkmann in seinen „Lebenserinnerungen": „Eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen", und seine lyrische Dichtung bezeichnet er als „eine weiche und schwermütige Poesie der Gemütsinnigkeit".[59])

Der seiner Zeit weitbekannte Schriftsteller Wolfgang Menzel „hat seine Gedichte ganz brillant rezensiert, obgleich nur in wenigen Zeilen; er sagt u. a.: ‚Wenn es noch einen wahren Dichter gibt, der fühlt, was er schreibt, so ist es dieser.'" [60])

Ohne Zweifel hatte unser Dichter eine unbestrittene lyrische Begabung, die er auch zu einer viel versprechenden Entfaltung brachte. Eine gute Phantasie und tiefe Wahrheit des Gefühls eignete dieser „rätselhaften Blumenseele".[61]) Eine geheimnisvoll schöpferische Anlage kommt in seiner Lyrik zum Ausdruck, deren Bestes und Gemütstiefstes sich uns nicht beim ersten Durchlesen erschließt. Sein Hauptverdienst beruht darin, daß er neben Annette von Droste und dem Österreicher Adalbert Stifter die Heide für unsere Literatur erobert hat. Von den Heidebildern der ersteren fürchtete er sogar, „sie möchten auf seinem Acker schmarotzen, war aber sehr froh, sie auf eigenem Boden zu finden".[62]) Seine Hauptschwäche ist neben einer gewissen Locker-

---

[57]) Dr. Schg. Br., S. 356.

[58]) Br. A., S. 73.

[59]) L. E. I, S. 108.

[60]) Br. A., S. 106. — Diese von Annette von Droste in einem Briefe an ihre Schwester erwähnte Stelle vermochte ich leider nicht aufzufinden; im „Literaturblatt", das Menzel in jener Zeit herausgab, ist sie nicht enthalten.

[61]) Schücking in der Nachschrift an die Droste auf einem ungedruckten Briefe Junkmanns. (Archiv: „Autographen I".)

[62]) Dr. Schg. Br., S. 121.

heit der Komposition und Dunkelheit des Ausdrucks seine fast völlige Mißachtung der Metrik.

Und doch ist ein noch so inhaltschönes Gedicht ohne eine genügende Vollendung auch in der Form doch nur ein halbes Kunstwerk. Allerdings fängt er in seiner zweiten Sammlung an, auch dem Rhythmus und Reim sein gehöriges Recht angedeihen zu lassen. Leider fand er aber nicht die gebührende Anerkennung, die „gerade ihm ein so großes Bedürfnis war".[63]) Und so sagte er denn vorzeitig der lyrischen Muse Lebewohl, obgleich er noch Gutes hätte leisten können. Seinen im Münsterschen Freundeskreise oft falsch beurteilten Charakter zeichnet Annette von Droste wohl am richtigsten und schönsten in ihrem dichterischen „Gruß an Wilhelm Junkmann", wenn sie sagt:

„Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
Des Lebens Zedern nicht gebeuget,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald steiget;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Säuseln lind
Gleich dem Elias ihm erschienen."[64])

[63]) Dr. Schg. Br., S. 356.
[64]) Schwering, A. v. Droste, I. Teil, S. 93.

Literaturverzeichnis.[1]

I. Zeitungen und Zeitschriften.

Allgemeine Familienzeitung. 1873, Nr. 11. (Archiv: „Porträts".)
Augsburger Allgemeine Zeitung. 1844, Nr. 32, 1845, Nr. 350 und 1846, Nr. 6 und 7. „L .Schücking" von Franz Dingelstedt (B).
Blätter für literarische Unterhaltung. 1846, Nr. 146 und 147. „L. Schücking" von J. Gegenbaur. (Univ.-Bibl. Göttingen.)
Der Humorist. 26. 4. 1847. „L. Schücking und L. von Gall." (Archiv: „Kritiken".)
Deutsche Rundschau. Juni 1910. „F. Freiligrath und L. Schücking" von Levin L. Schücking (B).
Deutsches Montagsblatt. 10. Sept. 1883. „L. Schücking" von E. Bely (B).
Didaskalia. 1846, Nr. 69. (Archiv: „Kritiken".)
Die Frau. 1909/10, Juni. „A. von Droste und L. Schücking" von W. Schwab (B).
Frankfurter Konversationsblatt. 1846, Nr. 47. (Archiv: „Kritiken".)
Frankfurter Zeitung. 1899, Nr. 335, 1. Morgenblatt. „Zwei Briefe Levin Schückings über A. von Droste" von Levin L. Schücking. (Freiherrlich Karl von Rotschildsche Bibl. in Frankfurt a. M.)
Gartenlaube. 1862, Nr. 20 (M).
Germania. 1880, Nr. 93 (B).
Humoristische Blätter für Heimat und Fremde. 1842, Nr. 28 (B).
Kölner Domblatt. 1843, Nr. 59. (Archiv: „L. Schücking".)
Kölnische Zeitung. 1842, Nr. 119. (Archiv: „Kritiken".)
Kreisblatt für das Münsterland (Gratisbeilage zum „Westfäl. Merkur"). 1859, Nr. 91 und 1861, Nr. 16 (M).
Mindener Sonntagsblatt. Hrsg. von Nicolaus Meyer. 1838 u. 1839, 22. und 23. Jahrgang. (Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel.)
Morgenblatt (Cotta) 1840—1843 (B).
Münsterische Heimatblätter. I. Bd. 1913/14. „Liedergrüße, A. von Droste gewidmet" von Eduard Arens in Aachen (M).
Nord und Süd. 27. Bd. 1883, S. 143 ff. (B).
Rheinischer Beobachter. 1846, Nr. 13. Archiv: „Kritiken".)
Sonntagsblatt für katholische Christen. Redigiert von Hubert Schumacher. 39. Jahrg. 1880 (M).

[1] Alle Werke, bei denen nichts anderes bemerkt ist, wurden aus der Univ-Bibl. in Münster (M) oder der Kgl. Bibl. zu Berlin (B) benutzt.

Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung. 1845, Nr. 97. (Archiv: „Kritiken".)
Süddeutsche Monatshefte. April 1909. „A. von Droste und L. Schücking" von Levin L. Schücking (B).
Telegraph für Deutschland. Redigiert von Karl Gutzkow. 1838, Nr. 64. (Stadtbibl. Hamburg u. Univ.-Bibl. Heidelberg) u. 1842, Nr. 36 (B).
Unsere Zeit. 1883, II. Bd. „L. Schücking" von R. Gottschall (M).
Unterhaltungsblatt (Zugabe zum „Westfäl. Merkur"). 1832, Nr. 39 und 43; 1833, Nr. 4 und 16 und 1842, Nr. 1 (M).
Zeitung für die elegante Welt. 1839, Nr. 100. (Univ.-Bibl. Göttingen.)

II. Buchliteratur.

Allgemeine deutsche Biographie.
Brümmer, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart. 6. Aufl. 1913, Reklam (M).
Cardauns, Hermann, Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Münster 1909. Forschungen und Funde, hrsg. von Franz Jostes. II. Heft, 1—4 (M).
Coelestina. Eine Festgabe (I. Jahrg. „Ein Weihgeschenk") für Frauen und Jungfrauen. Hrsg. von J. B. von Pfeilschifter. I.—III. Jahrg. 1837/39 Aschaffenburg. (1837: Hof- und Staatsbibl. München und Univ.-Bibl. Würzburg; 1838: B.; 1839: Univ.-Bibl. Halle.)
Deutscher Musenalmanach. 1840 und 1841, hrsg. von Theodor. Echtermeyer und Arnold Ruge. Athenäum in Berlin (Univ.-Bibl. Göttingen).
Hagemann, Johannes, Levin Schückings literarische Frühzeit. Diss. Münster 1911.
Hansa-Album. Hrsg. von A. Harnisch. Halberstadt 1842 (Univ.-Bibl. Halle und Königsberg).
Hermann, Walter, Theodor Storms Lyrik. Diss. Leipzig 1910.
Hohenhausen, Freiin Elise von, Schöne Geister und schöne Seelen oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen. Leipzig o. J. (Univ.-Bibl. Bonn).
Hüffer, Hermann, A. von Droste-Hülshoff und ihre Werke. 3. Ausg. von Hermann Cardauns. Gotha 1911 (M).
Junkmann, Wilhelm, Elegische Gedichte. Münster 1836 (M).
— Gedichte. Zweite sehr vermehrte Auflage. Münster 1844 (M).
Kreiten, Wilhelm, Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. I. Bd. 1. Hälfte. 2. Aufl. Paderborn 1900 (M).
Kurz, Wilhelm Heinrich, Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart. Leipzig 1872 (M).
Pinthus, Kurt, Die Romane Levin Schückings. Diss. Leipzig 1911.
Raßmann, Ernst, Nachrichten aus dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster 1866 und Neue Folge, 1881 (M).

Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie, hrsg. von F. Freiligrath, E. Matzerath und K. Simrock. Köln a. Rh. 1./2. Jahrg. 1840, 1841 (B).
Rheinisches Odeon, hrsg. von J. Hub und A. Schnezler. Düsseldorf 1839. (Univ.-Bibl. Bonn.)
Rheinisches Taschenbuch, hrsg. von E. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. 1845/46 (B).
Schlüter, Josef, Die Wacht am Rhein. Die deutsche Kriegsdichtung 1870/71. Münster 1874 (M).
Schmidt, Erich und Hartmann, Julius, Gedichte von Ludwig Uhland. Stuttgart 1898, 2. Bde. (M).
Schücking, Levin, Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover 1862 (B).
— Das malerische und romantische Westfalen. Leipzig 1841 (M).
— Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln 1842 (B).
— Gedichte. Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1846 (M).
— Helvetia. Frankfurt a. M. 1851 (B).
— Italia. Frankfurt a. M. 1851 (B).
— Lebenserinnerungen. 2 Bde. Breslau 1886 (M).
— Rheinisches Jahrbuch. 1. Jahrg. Köln 1846 (B).
Schücking, Theo(phania), Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Leipzig 1893 (M).
Schwering, Julius, Annette von Droste-Hülshoff, Sämtliche Werke. (Gold. Klass.-Bibl.)
— Freiligraths Werke. (Gold. Klass.-Bibl.)
Tabouillot, Mathilde Franziska von, Damenalmanach. Wesel 1842 (B).
— Der Heimatgruß. Eine Pfingstgabe. Wesel 1840 (Univ.-Bibl. Bonn).
— Produkte der roten Erde. Münster 1846 (M).

Lebenslauf.

Am 22. September 1890 wurde ich, Heinrich Anton Josef Schulte, katholischen Bekenntnisses, zu Plettenberg in Westf. geboren als Sohn des Bauunternehmers Theodor Schulte und seiner Ehefrau Philippine, geb. Vetter. Den ersten Unterricht erhielt ich in der Elementarschule meines Heimatortes. Herbst 1902 kam ich auf die Sexta der Rektoratschule zu Werl in Westf., Ostern 1906 wurde ich in die Obertertia des Gymnasiums zu Attendorn in Westf. aufgenommen, das ich Ostern 1911 mit dem Zeugnis der Reife verließ. — Ich besuchte sodann drei Semester die Universität zu Bonn und hörte hauptsächlich Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Erdkunde, Philosophie und Kunstgeschichte. Herbst 1912 bezog ich die Universität Münster, wo ich am 26. Februar 1916 die mündliche Doktorprüfung bestand. Während meiner Studien nahm ich teil an den Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren und Dozenten, in Bonn: v. Bezold, P. Clemen, Enders, Feldmann, Firmenich-Richartz, Franck †, Frost, Graebner, L. Grebe, Hashagen, v. Kraus, Litt, Litzmann, Philippson, Rauschen, Rumpf, Schreuer, A. Schulte, Solmsen †, Steinmann, Stertz, Verweyen, Wiedemann, in Münster: Braun, Cauer, Daenell, Ehrenberg, Erler †, Geyser, Hitze, Hoffmann, Jostes, Kluckhohn, Koch, Mausbach, Meinardus, Meister, Plaßmann, Rosemann, Ruland, Schmitz-Kallenberg, Schwering, Seeck, Simon, Spannagel, Stempell.

Allen diesen meinen hochverehrten Herren Lehrern sage ich für die mir erwiesene Förderung meinen ehrfurchtsvollen Dank, insbesondere Herrn Prof. Dr. Schwering, in dessen Seminar für deutsche Literaturgeschichte ich die wertvollsten Anregungen empfing und der auch die Anregung zu der vorliegenden Arbeit gegeben hat und sie mit Rat und fördernder Teilnahme begleitete.

